2.

2

Der Stiefbruder.

P.O. germ.

Der Stiefbruder.

Novelle

von

Phantasus.

Der Stiefbruder.

Novelle

von

Phantasus.

Barmherzigkeit! ich flehe;
Ich lieg' im Staub vor meines Glückes Räuber.

Der Paria von Michael Beer.

München.
Bei Georg Franz.
1838.

Wd

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Es war an einem schwülen Sommer-Nachmittage, als der ehrenwerthe Patrizier Erich Ortlieb von Nürnberg, in seinen Sorgen-Stuhl gelehnt, sanft entschlummert war. Da lag der dicke ältliche Mann, mit dem fetten Gesicht und dem vielen Geld im Vermögen, in anmuthige Träume häuslichen Glückes und irdischen Wohlergehens versunken. Etwa vor Einem Jahre hatte er sich, ohnerachtet seines schon bedeutend vorgerückten Alters, denn er zählte schon Sechzig, noch-

mals verehelicht. Darum mochte er im Schlafe so freundlich und selig lächeln, weil Cölestinens schöne Gestalt vor seine Seele trat. Sie zählte kaum Dreißig, war von hohem, einnehmendem Wuchs, und in dem blauen Auge sprach sich die Milde und Sanftmuth ihres reinen Herzens aus. Sie hing mit innigster und treuester Liebe an dem bejahrten Gatten, ertrug mit Geduld seine vielen Schwächen, und bot Alles auf, ihm den hereindämmernden Abend seines Lebens so angenehm wie möglich auszuschmücken. Der Patrizier war zwar ein biederer Mann, allein er ließ sich von allzugroßer Eitelkeit beherrschen, und was das Schlimmste war, es gebrach ihm an männlicher Beharrlichkeit und Willenskraft. Zumal in Betreff seines Sohnes Konrad hatte ihn alle Einsicht verlassen. Er hing mit wahrer Affenliebe an diesem Konrad, den er durch seine allzugroße Nachgiebigkeit von Kindesbeinen an in Grund

und Boden verdorben hatte. Konrad war aber ein falscher, heimtückischer Mensch, der schon als kleiner Knabe nicht viel getaugt, und jetzt als herangereifter Neunundzwanziger noch bei Weitem weniger gut that. Er hatte den schwachen Vater so sich zu gewinnen gewußt, daß er ihn ganz nach Gutdünken am Gängelbande leitete, und mit seiner Güte den heillosesten Mißbrauch trieb. Dabei verstand er's, dem Alten zu schmeicheln; namentlich suchte er aus dessen Eitelkeit sich Nutzen zu ziehen, was ihm selten fehl schlug, da er in seinem gleißnerischen Benehmen eine Theilnahme und kindliche Anhänglichkeit heuchelte, die dem alten Patrizier gar wohlgefällig war, da er den erkünstelten Schein für den Ausdruck reiner und wahrer Liebe hielt. Wohl hatte sich der Arglistige alle erdenkliche Mühe gegeben, den Vater von der zweiten Verbindung abzuhalten, weil er eine Schmälerung seines Erbes voraussah, jedoch verge=

bens. Des Alten Eitelkeit schmeichelte es, sich von Jüngern um den Besitz dieses schönen und üppig-reizenden Weibes beneidet zu sehen. Nebenbei mochte ihn auch das rasch sich nähernde Alter an eine treue Pflegerin mahnen; denn ausser Konrad und einem alten Diener Namens Blasius war Niemand im Hause, der sich seiner annehmen hätte können, oder ihn im Falle einer Krankheit oder plötzlichen Altersschwäche verpflegt hätte. Konrad zwar brachte die meiste Zeit ausser dem Hause zu, sein Geld beim Würfelspiel oder mit liederlichen Dirnen vergeudend, obgleich ihn der Vater für den rechtschaffensten, sittsamsten Menschen hielt; denn so oft der Heuchler frisches Geld brauchte, gab er vor, er benöthige es zu irgend einem milden Zweck. Sein größter Dorn im Auge war die schöne Stiefmutter, seine größte Sorge, daß sie dem Vater einen Sprossen schenken möchte, der ihm den alleinigen, gesammten Besitz des

Vermögens schmälern würde. Oftmals vertraute er sich dem alten Blasius, dem langjährigen Diener des Hauses, der ihn schon als kleinen Knaben auf den Armen getragen, und welcher mit ihm unter Einer Decke stack. Es möchte schwer fallen, zu entscheiden, wer von ihnen Beiden der Schlechtere war, ob Blasius, der alte Spitzbube, der tagtäglich den Herrn betrog und bestahl, oder der rothhaarige, häßliche und bleiche, von den Blattern zerrissene Konrad, der den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er das väterliche Gut übernehmen würde.

Cölestine hatte eine wahre Scheu vor dem gleißnerischen Menschen; sie konnte es nicht über's Herz bringen, ihm in's kleine, gräuliche, katzenartige Auge zu blicken, das er gewöhnlich sogleich niederzuschlagen pflegte; denn es schien, als vertrage er keines ehrlichen Menschen Anblick. Doch sie mußte sich bezwingen, damit der Patrizier nichts davon

ahnte, er, der mit blinder Liebe an dem Heuchler hing, und den es erschrecklich verdrossen hätte.

Herr Ortlieb hatte bereits eine volle Stunde geschlummert, als die Uhr vom nahen Lorenzer-Thurm die vierte Nachmittagsstunde verkündete. Und alsbald öffnete sich die Thüre, und es erschien Cölestine, in der Einen Hand den Humpen mit altem Rheinwein, in der Andern das hohe Kelchglas bringend. Sie stellte Beides auf den Tisch neben den Schläfer, und begann nun ihn sanft aufzurütteln, indem sie zutraulich sprach: „Hier brachte ich Euch den Wein, lieber Erich. Ermuntert Euch, denn schon hat es vier Uhr geschlagen.“ Der Patrizier hob sich langsam empor, schlug die Augen auf, und sein Blick traf den Cölestinens, und mit liebevoller Theilnahme ihr in's blaue Auge schauend, begann er, indeß er sich behaglich streckte, und alsdann ihre zarte Hand ergriff:

„Ah! du bist's, mein liebes trautes Eheweib! Immer pünktlich, stets auf die Minute mit dem Labetrunk da,“ sprach er, preßte die schneeigte Hand des schönen Weibes an die trunkne Lippe, und drückte einen langen Schmatz darauf. Cölestine blickte ihm liebevoll in's freudige Antlitz. Ihr Blick, ihr ganzes Benehmen, verrieth eine gewisse freudige Unruhe. Sie schien ein glückverheissendes Geheimniß in der Brust zu bewahren; es schien, als wolle sie sich dessen entledigen, als könne sie's länger nicht mehr zurückhalten. Der Patrizier bemerkte es. „Was ist dir, liebes Weib, daß du so aufgeregt, so freudig bewegt bist?“ Cölestinen's Wangen färbte leichte Schaamröthe, als sie zu sprechen begann: „Ich möchte Euch gerne ein freudiges Geheimniß offenbaren, lieber Erich, eine längstgeahnte Hoffnung, die sich nun zu verwirklichen scheint.“ Sie hielt inne, und blickte mit schüchternem Blick zur

Erde, und abermals erglühte in flüchtigem Roth die Wange des üppigen Weibes. „Was ist dir, mein liebes gutes Weib?“ fragte der neugierige Ortlieb, und zog die Schweigende zärtlich zu sich auf den Schoos. „Sprich, was ist's, das du mir verschweigst?“ „So will ich's Euch denn heraussagen,“ begann Cölestine, umschlang des Gesponsen Nacken, und lehnte verschämt das lockigte Haupt an des glücklichen Ortlieb Brust. „Ich fühle mich Mutter,“ flüsterte sie leise, den überraschten Gatten inniger an die hochathmende Brust schmiegend. Herr Ortlieb vermochte kein Wort zu sprechen. Das Uebermaaß der Wonne, der nicht einmal geträumten Freude und Seligkeit hatte ihn verstummen machen. Doch seine Brust klopfte in freudigen Schlägen. „Ist es wahr? — Ist's möglich?“ rief er endlich, und umfaßte mit jugendlichem Feuer das geliebte Weib. „So sey du gepriesen, mein lieber guter Herrgott,

der du mir schon so viel des Guten in diesem Leben erwiesen hast. Gelobt seyest du, Herr der Barmherzigkeit!" schloß er still betend, und faltete inbrünstig die Hände. Dann aber umschlang er auf's Neue die glückliche Cölestine, und gleich dem feurigsten Jüngling drückte er Kuß auf Kuß auf des sanften Weibes liebliche Wange. Und nicht fassen konnte er das unerwartete Glück, das ihm der Herr noch in späten Tagen zugedacht hatte. Die Freude machte ihn fast kindisch. Der beleibte Mann hüpfte scherzend in der Stube umher, und zog die Gattin mit sich fort in freudigem Taumel. Sie ließ es geduldig geschehen, wußte sie nur ihren lieben Alten fröhlich und zufrieden. Erschöpft vom Uebermaaß der Wonne, warf sich der Patrizier keuchend in den Lehnstuhl, und hieß die Gattin sich neben ihn an den Tisch setzen, daß sie traulich zusammen kosen, und über ihr beiderseitiges Glück schwatzen könn-

ten. Und lange weilten die glücklichen Leutchen beisammen, den Herrn der Welten preisend, daß er auch ihrer in seiner Barmherzigkeit gedacht.

Indeß Jene sich dem Erguß ihrer Freude hingaben, hielten Konrad und der alte Blasius folgendes Zwiegespräch: „Ich will meinen Kopf verwetten", betheuerte Konrad nochmals, „daß sie schwanger ist. Sie wird ja alle Tage dicker, daß es ein Blinder sehen könnte, um wieviel eher ich mit meinen zwar kleinen, aber scharf sehenden Augen. Ich sag's dir, alter Kerl, das verfluchte Weib bringt mich um die Hälfte meines Erbtheils. Wer hätte das gedacht, daß der alte Narr noch einmal heirathen würde? Eher hätte ich geglaubt, daß unser Nachbar, der Lorenzer-Thurm, auf unser Dach stürzte, als daß solch' Unheil mir widerführe. Alle meine Pläne, alle meine schönen Hoffnungen sind

getrübt, wenn sich meine, leider sehr wahrscheinliche Vermuthung, bestätigt." Er hatte es kaum ausgesprochen, als des Patriziers Stimme von Oben herab ertönte, der nach Blasius rief. „Was gibt's denn schon wieder?" brummte der Alte, und stieg mürrisch die Treppe hinan. Konrad trieb es indessen in der Stube auf und ab. „Der Teufel hole die verdammte Brut," murrte er vor sich hin. „Mußte er darum so lange leben, um mir noch einen Theil meines rechtmäßigen Erbes zu schmälern? Hätte er nicht schon vor ein paar Jahren sich auf den Gottesacker tragen lassen können? Und wer bürgt mir dafür, daß er das holde Geschöpf fabrizirt hat? Er, der Sechziger? — Und ich muß den Schaden davon tragen. Habe ich mich deßwegen so lange verstellen, mir so viele Mühe geben müssen, deßhalb ihm so geschmeichelt und den Kindlichen gespielt, damit er mir eine neue Last in's Haus setzt? Teufel

und Hölle! Donner und Wetter" .... Blasius trat herein. Auf dem alten Gaunergesicht malte sich satanisches Hohnlächeln und erkünstelter Schrecken zugleich. „Nun?" .. fragte ihn Konrad, dem eine trübe Ahnung aufstieg. „Lieber Junker, Ihr habt recht gesehen," sprach der Alte. „Er läßt Euch sein Glück verkünden. Ihr sollt Euch so bald als möglich hinauf begeben, damit er's Euch selbst eröffnen kann." „Verflucht!" knirrschte Konrad, und stieß sich giftig vor den Kopf. „Sollte es denn gar kein Mittel geben, das Kind nach der Geburt bei Seite zu schaffen, ohne gerade einen Mord zu begehen? Was meinst du, Alter? Hast mir ja schon oft klugen Rath ertheilt, so rathe mir auch dießmal, wo es die Erhaltung meines Gesammtvermögens gilt." „Ohne einen Mord zu begehen? — Hm?" — murmelte der alte Diener zwischen den Zähnen, das Kinn nachsinnend auf die Hand stützend. „Man könnte

es ja vertauschen. Das Lebendige nimmt man aus dem Nest, ein ähnliches Todtes legt man hinein." „Vortrefflich, alter Witzkopf!" jubelte Konrad erfreut, und fiel dem alten Blasius frohlockend um den Hals, und drückte ihn dergestalt, daß dem klugen Rathgeber Hören und Sehen verging. Dieser dachte aber bei sich selbst: „Du entgehst mir nicht, junger Teufel, hab' ich dich nur einmal in meinem Netz, besitze ich nur dein Vertrauen und bin Mitwisser deiner Schuld geworden, alsdann fordere ich von dir die schuldige Belohnung, wo nicht, so werde ich bei dem Gericht dein Verräther." — In Etwas erleichtert, schied Konrad unter wiederholten Lobeserhebungen und Liebkosungen vom alten Blasius, dessen guter Rath ihn wieder aufgerichtet hatte, und er ging hinauf zum Vater.

Der Patrizier und seine Ehehälfte weilten noch immer beisammen. Wenn der

Mensch sich recht glücklich oder recht unglücklich fühlt, so ist es ihm in beiden Fällen Bedürfniß, sich auszusprechen. Wie wohl thut es dem Schmerz, wenn er sich vertrauen kann, um wie viel mehr der Freude, dem Glück. Und indeß sie so sprachen, öffnete sich die Thüre, und es näherte sich Konrad, erheuchelte Freudigkeit im mühsam lächelnden Angesicht. „Gott sey gepriesen," sprach er zum Vater, „daß er Euer Haus noch einmal bescheerte, geehrter Herr Vater. Seyd fest überzeugt, geliebte Eltern, von meiner kindlichen Theilnahme an Euerm Glück." Und dabei bückte er sich kriechend, und küßte dem Vater und der Stiefmutter demüthig die Hände. Wohl mißtraute Cölestine der Aufrichtigkeit seines Glückwunsches, denn seine Habsucht und seine Gier nach Geld war ihr nur allzu bekannt; doch sie schwieg aus Rücksicht für den geliebten Mann, und that, als nehme sie's für baare Münze. Herr Ortlieb

drückte aber den vergötterten Sohn an sein Herz, sprechend: „Ich danke dir, mein guter lieber Sohn. Warst stets ein braver Junge, der seinem Vater Freude und Ehre gemacht. Gott schütze dich auch ferner," und abermals preßte er ihn, sichtbar gerührt, an die väterliche Brust. Cölestine unterdrückte einen leisen Seufzer, und dachte bei sich selbst: „Gott schütze mich nach des Gatten Tod."

Als Konrad vom Vater geschieden war, schlich er sogleich wieder zu seinem Vertrauten, dem alten Blasius. „Du willst mir also behülflich seyn?" fragte er den Alten. „Warum nicht," entgegnete dieser. „Doch noch Ein's," erinnerte er: „Schwört mir auf das Kruzifix dort an meinem Bette, daß Ihr mir, wenn ich Euch behülflich gewesen seyn werde, jährlich eine bestimmte, ansehnliche Summe auf Lebenszeit verabreichen wollt, und daß Ihr mir, so oft ich ausserdem in Noth käme,

jedesmal behülflich seyn werdet. Nur unter dieser Bedingung will ich Euch an die Hand gehen." „Es sey. Ich schwör's!" rief Konrad nach kurzem Ueberlegen, und legte die Finger auf das Kruzifix. —

Des Patriziers Liebe zu seinem schönen Eheweib war seitdem noch um Vieles gestiegen. Er konnte den Augenblick kaum mehr erwarten, wo er die Frucht seiner Liebe an's Herz drücken würde. Da kehrte er eines Abends vom Besuche bei einem alten Bekannten heim, und als er in die Stube der Gattin trat, eilte ihm die Wehmutter, einen neugebornen Knaben auf dem Arm, glückwünschend entgegen. Kaum traute er seinen Augen. Das Wort der Freude erstarb ihm auf der Lippe; er wußte vor Seligkeit nicht, wie ihm geschah, und mühte sich vergebens,

den Gefühlen der wonnetrunk'nen Brust Luft zu machen. Er ergriff den geliebten Säugling, preßte ihn sanft an seine höher athmende Brust, blickte mit thränenfeuchtem Dankesblick nach Oben, und näherte sich alsdann in heftigster Rührung dem Bette Cölestinens, ihr den Kleinen entgegenhaltend, dem sie einen zärtlichen Kuß auf die rosige Wange drückte. Dann legte er ihn sanft in die Wiege, ergriff des geliebten Weibes Hand, und zog sie an die trunk'ne Lippe. Und lang weilte er so, stumm und lautlos, an ihrer Seite; doch in dem glänzenden Auge des Patriziers that sich die innere Wonne des Entzückens kund.

Konrads Unmuth war auf das Höchste gestiegen, als ihm der alte Blasius der Stiefmutter Niederkunft verkündete. Doch er suchte sich mit der böswilligen Hoffnung zu vertrösten, er werde das Hinderniß bald aus

dem Wege geräumt haben. Daher strahlte erkünstelte Freudigkeit auf dem Antlitz des Heuchlers, als die Stunde der Taufe erschienen war, und er in das Ehrenzimmer des Vaters trat, woselbst sich die zahlreiche Versammlung der Verwandten und Bekannten zusammen gefunden hatte, um der heiligen Handlung beizuwohnen. In Mitte des Saales stand ein Tisch mit dem Kruzifix darauf; davor stand der Geistliche im schwarzen Talar, und begann nun die Ceremonien mit einer frommen Rede, die sämmtlichen Anwesenden gar erbaulich klang, nur nicht dem verdorbnen Konrad, der ungerührt, und an Anderes denkend, zerstreut vor sich hinstarrte. Es ist immer ein schlimmes Zeichen, wenn das Wort des Herrn ungehört an eines Menschen Brust vorüberschwebt, und nicht eindringen kann durch die harte Rinde der Verstocktheit. Mit solchen Menschen ist es in der Regel schon weit gekommen. Sie wurden

durch die Sünde dergestalt abgestumpft und für Alles Edlere und Heilige unempfänglich gemacht, daß selbst nicht mehr Gottes ernste Stimme und mahnende Rede sie auf den Pfad der Tugend zurückzugeleiten im Stande ist. Dieß war bei Konrad der traurige Fall. Nichts vermochte den Herzlosen mehr zu erheben. Sein einziges Sinnen und Trachten war auf blossen Gewinn gerichtet. Das lockende Wort „Geld" war für ihn der alleinige Hebel, die einzige Richtschnur seines Handelns. Dafür war er Alles zu opfern bereit; er stand im Begriff, selbst den schuldlosen Stiefbruder, schnöden Vortheils halber, zu verstossen, und somit auch die Zufriedenheit und die irdische Glückseligkeit seiner Eltern, die mit heißer Liebe an dem Neugebornen hingen, den ihnen Gottes Barmherzigkeit wider alles Vermuthen bescheert hatte, grausam zu zerstören.

Das Knäblein hatte in der heiligen Taufe den Namen Volkmar erhalten, und entwickelte sich gleich in den ersten Wochen recht sichtlich, zur großen Freude seiner Eltern. Auch Cölestine hatte das Bett wieder verlassen, und durfte in Kurzem die frische Luft genießen. Da sprach zu ihr eines Tags Herr Ortlieb: „Wenn es dir Freude macht, so fahren wir heut nach Schwabach, und besuchen meinen alten Freund, den Gemeinderath Doblinger, den ich schon ewige Zeit nicht mehr gesehen, denn du weißt ja, daß ich ein bischen bequem worden bin, zumal, seit mein Bäuchlein an Umfang zugenommen hat. Es wird den alten Mann freuen, uns einmal nach langer Zeit wieder zu sehen. Wir könnten ja den Kleinen mitnehmen; der Tag ist schön und warm, es würde ihm gut bekommen. Was meinst du, liebes Weib? Ihr sorgsamen Frauen seyd darin erfahrner, als wir Männer, die in derlei, was das Wohl

der Kinder betrifft, nicht so genau bewandert sind. „Ich meine,“ entgegnete Cölestine, „wir ließen den Kleinen lieber zu Hause. Der Weg ist doch für so ein zartes Kind zu weit. Zudem ist er noch Keinmal in der freien Luft gewesen; auch möchte es spät werden, bis wir heimkehren, und die kühle Abendluft könnte ihm gar leicht Schaden zufügen. Ich will das kleine Männlein vorerst Einigemal in den Garten hinabtragen. Hat er nur ein Paarmal frische Luft genossen, dann kann er uns überall mit hinbegleiten, ohne daß es ihm schadet.“ Herr Ortlieb, damit völlig einverstanden, ging, die Karrosse zu bestellen, indeß sich Cölestine reisefertig machte. Bald darauf saßen sie im Wagen, und rollten durch den Gostenhof dem Städtlein Schwabach zu, indeß ihr Knäblein ruhig und sanft in seiner Wiege schlummerte, bewacht von der jungen Dienstmagd, die aber

nach und nach, von Langerweile geplagt, selbst einschlummerte.

Indessen war der alte Blasius nicht müßig gewesen. Er hatte ausgemittelt, daß gerade wälsche Gaukler in der Stadt anwesend seyen, und dahin beschloß er das arme Knäblein zu bringen, damit Niemand eine Spur von ihm fände. Schon vor etlichen Tagen hatte er sich insgeheim mit dem Principal der Truppe besprochen, hatte ihm strenge Verschwiegenheit anempfohlen und ihm reichlichen Lohn versprochen, wenn er den Knaben übernehmen wollte. Er sagte ihm nur, daß der Knabe Volkmar hieße und von reichen Eltern abstamme, den Familiennamen verschwieg er ihm weislich und rieth ihm, habe er das Kind in Empfang genommen, dann sobald als möglich die Stadt zu verlassen, um jeder Nachforschung von Seite der Eltern des Geraubten wo möglich zu

entgehen. Der Plan war also längst schon entworfen und verabredet, es fehlte nur noch die günstige Gelegenheit, welche sich heute ganz herrlich darbot. Daher finden wir auch bald nach der Eltern Abfahrt Konrad und Blasius an der Thüre der Kindsstube lauschend, und durch eine Spalte derselben die nach und nach entschlummernde Magd beobachtend. „Wie lang braucht denn noch die Metze zum Einschlafen?" zischelte der schon ungeduldige Konrad seinem Gehülfen in's Ohr, der mit teuflischer Neugierde ihm über die Schulter nachsah. „Jetzt — jetzt" — flüsterte Blasius. „Doch laßt Euch Zeit, tretet leise auf, und macht keinen Lärm beim Oeffnen der Thüre, sonst wecken wir das faule Thier wieder, die ohnehin so lange zum Einschlafen gebraucht hat." „Mach' du auf, alter Fuchs," meinte Konrad, und machte Platz. Blasius schlich nun zuerst an die Ofenthüre, öffnete sie, und zog ein todtes, dem

kleinen Volkmar ähnliches Kind hervor; als-
dann drückte er ganz leise die Thüre der
Stube auf, und näherte sich auf den Zehen,
das schlafende Mädchen scharf beobachtend,
der Wiege Volkmars. In einem Nu waren
die beiden Kinder vertauscht, und Blasius
wieder aus der Stube und ausser dem Haus,
dem Gaukler die versprochene Beute zu über-
liefern. Konrad, in der Seele vergnügt,
schlich nach seiner Stube, den Ausgang der
Dinge erwartend. Und nicht lange, so ver-
nahm er schon den Hülferuf der erschrockenen
Magd, die mit Entsetzen beim Erwachen den
vermeintlich todten Volkmar erblickt hatte.
„Was gibts?“ fragte Konrad mit scheinba-
rer Gleichgültigkeit, indem er auf den Gang
hinaustrat. „Um Gotteswillen!“ jammerte
das bebende Geschöpf, „denkt Euch, lieber
gnädiger Herr, der Kleine liegt todt in der
Wiege. Ich bin ein bischen eingeduselt ge-
wesen, und wie ich erwache, so finde ich ihn

mausetodt daliegen. Das muß irgend ein böser Geist gethan haben, mit rechten Dingen kann's nicht zugegangen seyn, denn es war ja noch frisch und gesund und sah recht blühend aus, bevor ich einschlief." „Ei was, Hexerei!" zürnte Konrad, faßte sich aber schnell, und brach nun in Wehklagen und Gejammer über dieß große Unglück aus. „Das bringt den guten Vater in's Grab," seufzte er, und kehrte, sich vor die Stirne schlagend, in seine Stube zurück, indeß das laut heulende Mädchen zum todten Kind zurückkehrte.

Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen auf Nürnbergs Zinnen, als der ehrsame Herr Ortlieb mit seiner Ehehälfte durch das Stadtthor hereinfuhr. Nicht ahnte das sorglose Paar das schwere Mißgeschick, das ihrer bei der Heimkunft wartete. Doch gleich beim Aussteigen trat ihnen Konrad mit verstörtem Gesicht entgegen. „Was ist dir, mein

Sohn?" fragte ihn der Patrizier, dem des Sohnes ängstliche Miene Unheil verkündete. „Was ist vorgefallen? Es wird doch nicht etwa" . . . . „ein Unglück geschehen seyn?" fiel ihm Konrad in die Rede. „Leider hat sich ein's zugetragen, ein großes noch dazu," und dieß sagend, öffnete er die Kindesstube, und wies mit verhülltem Antlitz auf die Wiege. „Gott! Mein Kind! Mein Kind!" kreischte Herr Ortlieb, und sank in selbem Augenblick, vom Schlagfluß getroffen, röchelnd zu Boden. Cölestine war ebenfalls in lautes Gestöhne ausgebrochen, und hatte sich in wilder Verzweiflung über die entseelte Hülle ihres vermeintlichen Kindes hingeworfen. Als sie aber den Schlag des zusammensinkenden Patriziers vernahm, und erschrocken umblickend, ihn mit dem Tode kämpfend zu Boden liegen sah, da entglitt das todte Kind ihren Armen, und mit verdoppeltem Schmerz stürzte sie neben dem sterbenden

Gatten nieder, und benetzte dessen verzerrtes Antlitz mit einem Strome heißer Thränen. Noch immer röchelte der arme Mann. Dunkle bläulichte Röthe übergoß sein Gesicht. Das Blut war in den Adern gestockt: Noch einige wenige Minuten, und er hatte zu athmen aufgehört. Cölestinen entfuhr ein herzzerreißender Schrei, und bewußtlos sank sie neben ihm zur Erde. Konrad aber sah kalt und theilnahmslos diesem Auftritte zu. Er hatte es nicht mehr nöthig, sich vor den Kopf zu schlagen, den Unglücklichen, den Verzweifelten zu spielen, die Mutter im Uebermaas ihres Elends hatte nicht Muße, seines Benehmens zu achten. Daher hielt er es auch nicht der Mühe werth, länger Zeuge dieses Gewinsels, wie er es nannte, seyn zu müssen, weßhalb er sich unbemerkt in seine Stube machte, woselbst seiner Blasius harrte, der so eben vom Gaukler heimgekehrt war, dem er den kleinen Volkmar übergeben hatte, mit

dem Bedeuten, morgen mit dem Frühesten die Stadt zu verlassen. „Nun, wie ging's?" fragte ihn Konrad. „Hast du die Brut bei Seite geschafft?" „Alles vortrefflich abgethan," versicherte Blasius schmunzelnd. „Ihr könnt mit mir zufrieden seyn. Doch," fügte er bei, „wie ging's denn hier im Haus? Was sagte der Alte und die neugebackene Ehefrau dazu?" „Der Alte ist vor Schrecken hin geworden," versetzte Konrad spöttisch. „Das habe ich mir nicht geschmeichelt, daß ich auf Einen Schlag zwei Fliegen umbringen würde. Jetzt laß uns auf ein Mittel sinnen, auch die Frau Stiefmutter zu expediren, die mir schon lang ein Dorn im Auge ist. Sprich, du kluger Mann, du alter schlauer Fuchs, was meinst du, daß wir mit ihr anfangen sollen? Wie schaffen wir sie auf die klügste Art aus dem Haus?" — „Kommt Zeit, kommt Rath," meinte Blasius, und überließ den Frevler seinem Brüten

über die Verbesserung seiner Zukunft, der er Bruder, Vater und Mutter opferte. Konrad, weit entfernt, Gewissensbisse zu verspüren, empfand ein Gefühl innerer Schadenfreude, heimlichen Entzückens ob der gelungenen Frevelthat. Daß auch der Vater auf solch' bequeme und unverhoffte Weise abgesegelt war, freute ihn in der Seele. Er mußte sich vor den Leuten zusammennehmen, um nicht die wahren Gesinnungen seines Herzens zu verrathen. Seine Züge heuchelten zwar Kummer, in seiner Brust jedoch jubelte und frohlockte es. Er wußte aber seine Rolle so gut durchzuführen, er weinte so natürlich und heuchelte so rührend, daß Jedermann Mitleiden mit ihm hatte und es allgemein von ihm hieß, er besäße ein vortreffliches Gemüth und sey ein wackerer junger Mensch, den man seines trefflichen Herzens halber lieben müsse. Besonders gegen Cölestine benahm er sich liebevoll und

theilnehmend, so daß sie fast ihre frühere Abneigung gegen ihn bereute, dergestalt überhäufte er sie mit Trostworten und Tausenden von kleinen Aufmerksamkeiten. Je mehr er ihr aber heuchelte, um desto lebendiger ward in ihm der Entschluß, auch sie sobald als möglich aus dem Wege zu räumen. „Denn ist auch sie bei Seite geschafft, dann bin ich alleiniger Herr des Hauses und des sämmtlichen Vermögens.“

Drei Tage später begruben sie den Patrizier auf dem Sankt Johannis-Kirchhof vor der Stadt. Von allen Kirchen, wo der Zug vorüberging, erklangen die Glocken, ertönten die Posaunen der Thurmwächter, und zahlloses Volk strömte der Bahre nach; denn Herr Ortlieb war ein gar guter Mann gewesen, der die Armuth unterstützt und überhaupt Jedwedem geholfen hatte, wo er's nur immerhin gekonnt. Deßhalb flossen Vieler

Thränen um den ehrlichen Mann, den noch in späten Tagen so schweres Unglück hatte treffen müssen.

Konrad's Benehmen gegen die unglückliche Stiefmutter wurde seit einiger Zeit mit jedem Tage unfreundlicher. Hatte er sich Anfangs gleichwohl zusammengenommen, so konnte er sich in die Länge doch nicht bezähmen und es verrieth sich nur zu deutlich die Abneigung, welche er gegen sie hegte. Sie war ihm stets ein Stein des Anstosses. Er wünschte nichts Sehnlicheres, als sie aus dem Haus geschafft zu wissen. „Blasius,“ sagte er eines Tags zu dem alten Diener, „jetzt, meine ich, wär's doch einmal Zeit, die Last aus dem Haus zu schaffen. Drei volle Monate sind schon seit des Vaters Tod verflossen und die einfältige Gans sitzt mir noch

immer auf dem Hals. Wie lange muß ich sie noch füttern?“ Solches sprach Konrad und blickte grollend vor sich hin. Blasius hoffte ihn noch fester zu umstricken und für seine eignen Zwecke gebrauchen zu können, wenn er ihn zu einem neuen Verbrechen verleitete und wäre es selbst ein Mord; denn nur so glaubte er ihn dergestalt zu umgarnen, daß er ihm auf keinen Fall mehr entrinnen könne, daß er, einmal seines verbrecherischen Vertrauens theilhaftig, ihn ganz nach Gutdünken leiten und durch Drohungen zu jeder Belohnung oder Vergütung zwingen könne. Deßwegen sprach er auch zu ihm: „Ich wüßte freilich wieder ein sicheres Mittel, Euch den letzten Stein des Anstosses aus dem Weg zu räumen; doch Ihr dürft etwa nicht erschrecken, wenn's auch ein wenig sonderbar klingt.“ „Sprich!“ fiel ihm Konrad hastig in's Wort. „Sprich! es soll dich nicht gereuen.“ „Ihr seyd ein vernünf-

tiger Mann," begann Blasius, „der gemeinem Pfaffengeschwätz kein geneigtes Ohr schenkt. Wärt Ihr's nicht, so würdet Ihr freilich ein Weniges zusammen schaudern, wenn ich Euch gerade heraus sage, daß wir die Frau Stiefmutter in ein besseres Jenseits befördern müssen; denn sonst weiß ich kein Mittel, sie Euch vom Hals zu schaffen. Freilich müßte es auf eine pfiffige Art geschehen, damit die spürnasigen Gerichte nicht Wind davon bekommen, oder es muß doch die Art und Weise der Todesart selbst eine weniger augenscheinlich gewaltsame That verrathen. Daher meinte ich," fuhr der alte Sünder gelassen fort, „wir sollten sie in einer Nacht, wenn Alles im ersten Schlafe begriffen ist, in ihrem Bett überfallen und mit ihren eignen Kissen ersticken. Wer kann uns dann so leicht beweisen, sie sey keines natürlichen Todes gestorben? Wir sprengen nämlich aus, es habe sie ein Schlagfluß getödtet.

Stellt Euch alsdann nur wieder so traurig, wie neulich beim Tod des gnädigen Herrn und Alles wird vortrefflich gehen. Was das anbelangt, seyd Ihr ein Meister.“ Konrad schwieg einige Augenblicke. Dann sagte er hastig: „Dein Rath ist klug. Morgen Nachts halte dich bereit. Nach Mitternacht schleichen wir hinauf und überrumpeln sie in ihrem Bett. Bis sie um Hilfe schreit, ist sie schon längst abgefertigt. Und gelingt die That, dann will ich dir auch eine kleine Freude machen, mein guter alter Blasius,“ schmeichelte er mit mühsam erkünstelter Freundlichkeit dem alten Helfershelfer, der ihn mehr und mehr mit seinen Netzen umgarnte.

Im Hause herrschte tiefe Ruhe. Jegliches ruhte in den Armen des erquickenden Schlummers, nur Konrad und Blasius horchten an der Thüre Cölestinens, ob sie auch wohl schon fest schlummere. Cölestine war

noch nicht allzulang in das Reich der Träume hinübergeschwebt, das uns Menschen so mancherlei Bilder der gereizten Phantasie vor Augen zu führen pflegt. Dem Guten, der sich keiner Schuld bewußt ist, zeigt es meist Gebilde beruhigender Art und rückt ihn näher dem glücklichern Jenseits, indem es ihm die geliebten Schatten dahingeschiedener Lieben vor die Seele führt, indeß es dem Bösen den gähnenden Rachen der Hölle öffnet und ihn fieberhaft vom Lager aufscheucht. Cölestinen's Träume waren holder Art. Sie sprach mit dem verklärten Schatten ihres Mannes; sie blickte sehnsüchtig nach ihrem Volkmar, und ahnte wohl nicht die nahe Stunde des Todes, der ihrer schon vor der Thüre harrte. Da fühlte sie sich mit einmal gewaltsam emporgerüttelt und die Kissen unter ihrem Haupte weggerissen. Erschrocken fuhr sie in die Höhe, allein schon hatten sie der Mörder Hände erfaßt und drückten

sie mit eiserner Kraft nieder. Zugleich bedeckten sie ihr das Antlitz mit den Kissen des Bettes und wühlten sich nun mit ganzer Körperkraft auf ihr herum, sie gewaltsam erstickend. Umsonst versuchte es die Unglückliche, sich zu sträuben; es erlag ihre Kraft, der Athem stockte allmähl ig und nur im letzten schwachen Zucken der Füße verrieth sich noch der scheidende Lebensfunke. Endlich hoben sie die Kissen langsam hinweg, um sich von dem geglückten Erfolge zu überzeugen. Sie hatten ihr Werk vollkommen gut ausgeführt. Mit blaurothem Antlitz, die Augen aus ihren Höhlen getrieben, lag das schöne Weib entseelt vor seinen Mördern. Ihr Wunsch war in Erfüllung gegangen, schneller, als sie es vielleicht gedacht hatte, nämlich die Vereinigung mit ihrem geliebten Gesponsen und dem vermeintlich dahin geschiedenen Kinde. Konrad, die Nachtlampe in der Hand, beobachtete sie die längste Zeit,

ob sie auch wirklich todt sey. Als er sich völlig davon überzeugt hatte, kehrte er nebst Blasius in seine Stube zurück. Bald lagen beide in ihren Betten. Wohl graute dem jungen Frevler ein wenig, denn er glaubte immer der Gewürgten Schatten vor seinem Lager stehen zu sehen und vergebens nöthigte er sich zum Schlummer.

Abermals ertönte am Morgen das Zetergeschrei des Gesindes, als es die entseelte Hülle der Hausfrau fand. Wie beim Tode des Vaters, so spielte auch dießmal wieder Konrad die Rolle des Unglücklichen. Er raufte sich das Haar, er schlug sich wie damals vor die Stirne und klagte über das schwere Unheil, das auf seinem Haus walte. Die Leute, welche stets nach dem äussern Schein zu urtheilen pflegen, hegten abermals das tiefste Mitleid mit dem armen jungen

Mann, der so bitterlich die vom Schlage getroffene Mutter beweinte. Nur Blasius wußte, was er davon zu halten habe. Er allein kannte den Schalksnarren, der so gut mit dem Schmerz zu tändeln wußte, er, der schlaue und geschäftige Helfershelfer, der von jetzt an den jungen Gebieter ganz in seiner Macht hatte. Tagtäglich erpreßte er nun Geld von dem geizigen Konrad, der, jemehr er Vermögen erlangt hatte, um desto neidischer und geiziger geworden war. „Schon wieder verlangst du von mir Vorschuß, alter Nimmersatt?" zürnte er eines Tags, als ihn der Alte abermals um Geld angesprochen, „soll ich dir denn all' mein Hab und Gut vor die Füße werfen? Gab ich dir nicht erst neulich eine bedeutende Summe? Nein, nein, für heute begnüge dich mit dem, was ich dir erst vor wenig' Tagen gespendet." — „So?" entgegnete Blasius mit giftigen Mienen, „ich soll mich begnügen? — Ich, der

ich Euch so willig Beistand geleistet, soll mit langer Nase abziehen? Hm! — Ihr wollt mir also nichts, gar nichts geben?" fragte er nochmals nach kurzem Bedenken. „Nein, keinen Heller," erwiederte Konrad trotzig. „Nun, so muß ich Eure Schandthaten beim Gericht anzeigen. Gebt Ihr mir noch nichts?" — Konrad stand der Angstschweiß auf der Stirne. Furcht und Geiz kämpften in seinem Innern; er wußte nicht, wem von beiden er den Sieg lassen sollte. „Verdammter alter Hund!" rief er endlich und warf dem boshaft lächelnden Teufel den gespickten Beutel vor die Füße, der ihn ruhig aufhob, in der Hand wog und alsdann, ohne ein Wort zu verlieren, die Stube verließ. „O hätte ich diesen Teufel nicht in's Vertrauen gezogen!" jammerte Konrad, als Blasius sich entfernt hatte. „Aber es geschieht mir ganz recht. Das ist mein Fluch, daß der alte Kerl um meine Handlungen weiß. Hätte ich

sie nicht ohne seine Hilfe vollbringen können? — Verdammt!" rief er und stampfte dabei mit dem Fuß zur Erde.

Viele Jahre darnach war eines Abends auf der Wiese vor dem Thore der Stadt Bonn am Rhein eine große Menge Volkes versammelt, die seltsamen Künste und Sprünge einer wandernden italienischen Gauklertruppe zu begaffen. Der Hanswurst hatte vollauf zu thun, die ungeduldige Menge durch seine drolligen Späßlein zu beschwichtigen, die schon seit einer vollen Stunde dem Anfang der Vorstellung entgegen harrte und durch lautes Rufen und Stampfen seine Ungeduld zu erkennen gab. Endlich erschien einer der Künstler, machte seine Verbeugung und schwang sich behende auf das gespannte Seil.

Es war der Principal selbst, Geronimo genannt, ein stattlicher schwarzgelockter Südländer im vollen Mannesalter. Allgemeiner Beifall empfing ihn bei seinem Erscheinen; doch mochte es dießmal mehr aus befriedigter Ungeduld, als aus eigentlicher Theilnahme an dem Künstler selbst geschehen. Nun begann er sich allmählig höher und höher zu schwingen, bis er zuletzt gleichsam in der Luft schwebend erschien. Und je verwegener er's trieb, um desto lauter donnerte der Menge Beifall, bis er mit einem halsbrechenden Saltomortal die Produktion endigte, was die entzückte Versammlung nun vollends in Bewunderung und schallenden Jubel versetzte. Ihm folgte seine Frau Zerlina, ein kleines, nicht mehr in erster Blüthe stehendes Weib, von bräunlichter Gesichtsfarbe, pechschwarzen Haaren und großen, feurigen Augen, die ungeheure Lebhaftigkeit und Reizbarkeit verriethen. Was ihr Mann durch Kraft und

Kühnheit geleistet, das vollführte sie durch Grazie und Nettigkeit. Dabei blickte sie mit ihren sprechenden Augen auf die Umstehenden, so daß Jeder sich geschmeichelt fand, indem er glaubte, sie habe ihn durch besonderes Wohlgefallen begünstigt. Wie nun die Menge immer mehr nach ihrer Eitelkeit und andern unlautern Beweggründen zu handeln pflegt, so geschah's, daß sie mehr ihrer zärtlichen Blicke, als ihrer eigentlichen Kunstfertigkeit achteten, weßwegen ihr auch verdoppelter Beifall zu Theil wurde, als sie vom Seile herabhüpfte und sich mit zierlicher Verbeugung empfahl. Kaum war sie abgetreten, so erschien mit leichtem Gruße ein blondgelockter kaum sechzehnjähriger Knabe, der Stolz und die Stütze seiner Pflegeältern, ein seltenes Talent in seinem Fach. Schon in seinem kecken und ungezwungenen Benehmen verrieth sich sein Muth und ausserordentliches Geschick. Er hieß Volkmar und wurde ge-

wöhnlich der kleine Teufel genannt, weil er fast übermenschliche Fertigkeit entwickelte und jeglicher Gefahr tollkühn trotzte. So unerschrocken und wild er sich jedoch benahm, wenn er auf dem Seil die Luft durchsauste, in eben dem Maas war er im gewöhnlichen Leben still und sanftmüthig. Ja, er schien fast schwermüthig und blickte ernst und nachdenkend vor sich hin. Sah man ihn ausser seinem Geschäft, so hätte man wahrlich nicht den verwegenen Gaukler in ihm gesucht. Es sprach sich in seinem ganzen Wesen ein gewisses edles Betragen aus; es schien, als sey er zu Edlerem als zur Befriedigung des neugierigen Volkes geboren, das seinen Künsten Beifall klatschte und sich an dem geschickten und bildschönen Knaben nicht satt sehen konnte, der um ein Geringes sein Leben auf's Spiel setzte. Er hatte die gefährlichsten Sprünge glücklich ausgeführt; doch das Schwierigste stand ihm noch bevor. Er

ließ sich nämlich zwölf spitze Lanzen kreuzweis über das Seil halten und übersprang sie mit doppeltem Saltomortal vor und rückwärts. Hatte sich der Anwesenden auch ein Gefühl der Bangigkeit bemeistert, so löste es sich jetzt nach glücklich erfolgter Ausführung in weithin schallenden unendlichen Jubel und rauschendsten Beifall auf, der sich doppelt erneute, als Volkmar vom Seil sprang und sich mit zwangloser Verbeugung dem Publikum empfahl, das nicht ruhte, bis er sich nochmals zeigte und in verbindlicher Rede ihm für seine Anerkennung dankte. Nun folgte noch ein künstliches Feuerwerk, in welchem ein gelehriger Hirsch seine Unerschrockenheit erprobte.

„Gott sey's gedankt!“ seufzte der junge Volkmar leise in sich, als die Vorstellung zu Ende war und er sich aus seiner fantastischen Kleidung warf. „Wieder ein Abend über-

standen, an dem ich der neugierigen Menge meine Kunststücke ableiern müssen,“ murrte er und strich sich mürrisch die Haare zurecht. Indessen waren auch seine Pflegeältern umgekleidet und er folgte ihnen nach der ärmlichen Herberge, nachdem sie vorerst ihre Geräthschaften für den kommenden Tag in Ordnung gebracht. Daselbst angelangt, setzten sie sich traulich zusammen und schwatzten über mancherlei Gegenstände. In Volkmar war schon längst der Wunsch erwacht, endlich einmal zu erfahren, von wem er eigentlich abstamme. Niemals hatte er es von den Pflegeältern erfahren können; heute schien der günstige Augenblick gekommen zu seyn, wo sie so fröhlich und traulich beisammen saßen und ob der reichen Erndte so guten Muths und heitern Sinnes waren. „Ich möchte doch wissen,“ begann mit einemmal Volkmar, von wem ich eigentlich abstamme. Ihr habt es mir stets verschwiegen. Aber

ich flehe Euch an, sagt es mir, verschweigt mir Nichts und nennt mir den Namen meiner geliebten Eltern, damit ich doch weiß, wem ich mein Daseyn zu verdanken habe. Denn gibt es wohl etwas Traurigeres, als nicht zu wissen, wem man seine Entstehung zu verdanken hat? Eine Ahnung sagt es mir zwar, daß ich zu diesem Beruf nicht geboren, daß ich zu Edlerem, zu Höherem erschaffen worden. Verschweigt es mir daher nicht, liebe Pflegeältern; offenbaret mir Alles, ich flehe Euch darum an und gebt mir Aufklärung über die ersten Stunden meines Lebens." Solches sprach der junge Volkmar. Da begann denn Geronimo, nicht länger der kindlichen Neugierde des Knaben widerstehend, Folgendes zu erzählen: „Als wir einstmals in der Stadt Nürnberg spielten, näherte sich mir nach der Vorstellung ein alter Mann, mich ersuchend, ich möchte ihn auf meine Herberge geleiten, weil er mir ein Anliegen

von großer Wichtigkeit zu eröffnen habe. Wir langten auf meiner Stube an; ich schloß die Thüre und er forderte nun vor Allem den fürchterlichsten Schwur, daß ich keinem menschlichen Wesen das Geheimniß anvertrauen sollte, was ich ihm auf den Christus am Kreuze geloben mußte, den er mir entgegen hielt. So wißt, sprach er zu mir, daß ich Euch nächster Tage ein neugebornes Knäblein überbringen werde, Volkmar geheißen und von einer hiesigen guten Familie abstammend. Seltsame Verhältnisse gebieten es, das Würmlein heimlich aus dem Haus zu schaffen. Damit aber der Sache Niemand auf die Spur komme, ist es nöthig, daß Ihr alsbald die Stadt verlasset, so ich Euch den Jungen übergeben habe. Und einige Tage darnach brachte er mir das Knäblein, das kein Anderer war, als du, Volkmar. Tags darauf zogen wir in aller Frühe aus den Thoren Nürnbergs, wie wir's dem alten

Mann geloben müssen, der uns reichlich beschenkt, aber auch fürchterliche Drohungen ausgestoßen hatte, sollten wir jemals das Geheimniß verrathen. Seitdem ist aber so lange Zeit verstrichen, daß ich mir wohl nichts vorzuwerfen brauche, daß ich's dir anvertraue. Auch wird der Alte schon längst im Schoos der Erde ruhen, so daß es ihm keinen Schaden mehr bringen kann. Du weißt also, daß du von vornehmen und reichen Eltern abstammest und zu besserm Loose bestimmt warst, als dir zu Theil wurde. Doch nun schlafe wohl, Volkmar," sagte Geronimo und ging zu seiner Frau in die Schlafstube. Volkmar aber weilte sinnend und gedankenvoll noch eine geraume Zeit lang. Wehmuth erfüllte sein Herz. Er, der von reichen und angesehenen Eltern stammte, er mußte sein Leben als armer Gaukler fristen, ein Beruf, der ihm von jeher zuwider war. Sein Selbstgefühl sagte ihm, daß er zu Edlerem, zu

Höherem berufen sey. War ihm sein Geschäft von jeher zuwider gewesen, so däuchte es ihm von dieser Stunde an unerträglich und seiner Abkunft unwürdig. Nur Dankbarkeit für die Pflegeältern hielten ihn noch zurück, deren einzige Stütze sein Talent war, sonst hätte er heute noch die Flucht ergriffen, wäre nach dem fernen Nürnberg gewandert und hätte von Haus zu Haus nach den unbekannten Eltern geforscht. Wohl zog es ihn gewaltig nach der Heimath, von wo seinem aufgeregten Geist ein schöneres Loos entgegenwinkte; doch er suchte dieß mächtige Gefühl immer wieder zu unterdrücken, indem er sich der Pflegeältern Schrecken und Betrübniß malte, die ihn doch so sorgsam auferzogen und gepflegt hatten.

Wieder verstrichen mehrere Wochen, und Volkmar fand nicht Ruhe noch Rast. Sie waren indessen den Rhein heraufgewandert,

hatten in allen Städtlein und Dörfern ihre Künste zum Besten gegeben und hielten sich nun länger als gewöhnlich in der alten Stadt Straßburg auf, deren schaulustige Einwohnerschaft ihnen reichlichen Erwerb zukommen ließ. Volkmar zumal war der Liebling der Menge geworden, die hauptsächlich seinetwegen dem Schauplatz zuströmte. Hatte ihn auch vormals der Beifall des Volkes manchmal ermuntert und augenblicklich aufgeregt, so ließ er ihn jetzt kalt und theilnahmslos. Was er von nun an leistete, das vollbrachte er nur mehr mechanisch. Es gebrach ihm an eigentlicher Lust, es fehlte jenes höhere Princip, welches zu allen menschlichen Handlungen erforderlich ist, wenn sie den Stempel der Berühmtheit oder des Ausserordentlichen an sich tragen sollen. Geronimo entging des Pfleglings Tiefsinn keineswegs. Vergebens forschte er nach dessen Ursache. Volkmar hütete sich, sie ihm zu entdecken

und nahm zu allerlei Ausreden Zuflucht, so daß Geronimo es für Trägheit hielt, um so mehr, da er zu bemerken glaubte, der Knabe vollführe seine Künste bei Weitem nicht mehr mit eben dem Fleiße wie früher. Rohe Menschen sind stets geneigt, jeden Ausdruck innern Schmerzes oder verborgener Seelenleiden für Trägheit oder kleinliche Laune auszulegen. So geschah's, daß ihn Geronimo nicht mehr wie früher liebevoll und väterlich behandelte. Tagtäglich wurde er von ihm gescholten und getadelt; es kam so weit, daß er ihm nichts mehr recht machen konnte, was den ohnehin ehrgeizigen, im höchsten Grad rechtlichen und gemüthlichen Knaben kränkte und unglücklich machte. Dieß reifte nun vollends den Entschluß in ihm, die Flucht zu ergreifen, seine Eltern aufzusuchen und sein bisheriges, ärmlich drückendes Loos mit einem besseren zu vertauschen, das ihn nicht mehr zwänge, dem gemeinen

Haufen ein paar Stunden des Tages verkürzen zu helfen. Täglich stieg sein Widerwillen gegen das ihm verhaßt gewordene Gaukelerwerk. Und als er eines Abends nach beendigter Arbeit von Geronimo heftig gescholten ward, daß er heute seine Schuldigkeit so schlecht gethan habe, rief er in seinem Unmuth schmerzlich aus: „Bin ich denn zu solchem Treiben geboren? Sagtet Ihr mir nicht selbst, ich sey höherer Abkunft, und wäre nur aus Zufall zu Euch gelangt? Dafür leiste ich sicherlich, was in meinen Kräften steht." Geronimo erfaßte ihn aber wüthend am Arm, und sprach zornig: „Ist das mein Dank, daß ich dich gefüttert habe, elende hochmüthige Kanaille? Warte nur, ich will dir Gehorsam lehren, nichtswürdiger Junge" und dieses sagend ergriff er die Hetzpeitsche und zerfleischte damit unbarmherzig des weinenden Knaben Rücken, der ihm händeringend und flehend zu Füßen gefallen war. Es war

seine erste Züchtigung. Ein rauhes Wort hatte stets hingereicht, ihn bis zu Thränen zu rühren; diese Behandlung brachte ihn ausser sich. Sein zartes Ehrgefühl war zu tief verletzt. Er sprach kein Wort, erhob sich stillschweigend und harrte auf seinem Lager, auf welchem er mit wundem Rücken vom Schmerze ruhte, der nicht mehr fernen Nacht entgegen, die ihn von seinem Peiniger erlösen sollte. Mitleidig näherte sich Zerlina, ihm mit einer wohlthätigen Salbe die brennenden Wunden zu bestreichen; aber er schob sie von sich und barg sich in die Kissen des Bettes. Und als sie am folgenden Morgen den Knaben wecken wollten, fanden sie das Nest leer. Das Vöglein war flick geworden.

Konrad's Geiz und des alten Blasius boshafte Habsucht, der mit seines Herrn La=

ster ein teuflisches Spiel trieb, vertrugen sich nicht zum Besten. Täglich mehr haßte der Herr den Diener, allein er mußte ihm scheinbar doch schmeicheln, aus Furcht, er möchte ihn sonst verrathen. Innerlich verwünschte er ihn aber in die tiefste Tiefe der Hölle, besonders weil er von ihm Summen auf Summen erpreßte und sich immer nur auf kurze Zeit begnügte. Ja, er schien mit seiner Aengstlichkeit Spott zu treiben, wohl wissend, daß er blos allein dem bösen Gewissen seines Herrn dessen erzwungene Großmuth zu verdanken habe. Das ist die gewöhnliche Strafe des Frevlers, daß er sich dem Vertrauten oder dem Mitwisser auf Gnade und Ungnade ergeben muß, daß er sich zu dessen ewigem Sklaven herabwürdigt. So fühlte sich der lasterhafte Konrad schon auf dieser Welt hart bestraft; denn nichts war für ihn empfindlicher, als die Nothwendigkeit, Geld darreichen zu müssen. An der

Ehre, an dem schönen Bewußtseyn, redlich und gottesfürchtig zu handeln, lag ihm so viel wie Nichts. „Alles besitzen,“ so lautete sein Wahlspruch.

Konrad saß gerade an seinem Schreibpult und rechnete emsig in seinem großen Rechenbuch, als Blasius hereintrat. „Was willst du, mein Alter?“ fragte er ihn mit heuchlerischer Freundlichkeit; denn ihm ahnte schon, der alte Nimmersatt brauche abermals Geld. „Was ich will?“ entgegnete der Greis mit schalkhafter Miene; „ich komme, Euch um einen kleinen Vorschuß zu bitten. Da ist der verfluchte Hebräer Moses Baruch von Farnbach, der mir im vorigen Jahr Geld lieh, heute mit einmal daher gekommen und hat mir's aufgekündigt.“ „Wie viel willst du?“ fragte ihn mit verhaltner Wuth der Gebieter, und maß den Diener mit einem fürchterlichen Blick. „Blos hundert Gulden,“

bedeutete Blasius mit erkünstelter Bescheidenheit. „Hundert Gulden? Nicht mehr, verdammter Hund?“ schrie Konrad, vom Zorn überwältigt. „Hundert Prügel wenn du willst, aber nicht Einen Heller.“ „Ich bitte Euch, macht keine Umstände; gebt mir die hundert Gulden,“ bat nochmals der Alte und verband mit der Bitte ein boshaftes Lächeln. „Keinen Heller, ich schwör's,“ betheuerte Konrad. „Soll ich dir habsüchtigem Schurken mein ganzes Vermögen opfern? Soll ich am Ende betteln gehen und dir Hab und Gut zurücklassen, damit deine Unersättlichkeit befriedigt werde? So ist's nicht gemeint, verschmitzter Graukopf,“ spottete der häßliche Konrad und stieß ihn unsanft vor die Brust, daß er fast das Gleichgewicht verloren hätte. „Undank ist der Welt Lohn,“ war des Greisen Erwiederung. Ohne eine Sylbe zu verlieren, schritt er langsam aus der Stube seines Herrn, der sich zornig wie-

der an's Schreibpult gesetzt hatte und den Kopf unmuthig auf die Hand lehnte, indeß der Unheil brütende Blasius nach seinem Kämmerlein ging. Daselbst angelangt, ließ er sich brummend auf seinen Lehnstuhl nieder und begann folgendes Selbstgespräch: „Elender Wicht von einem Patrizierssohn, meinst du, ich habe dir darum zu deinen Ränken und Schandthaten geholfen, um in meinen letzten Lebenstagen nicht nach Lust und Gefallen mein bischen Daseyn dahin bringen zu können? Wenn ich nun wirklich in Schuldenlast verfallen wäre, wie ich's dem Geizhals wöchentlich glauben mache? wie dann? — Nicht wahr, dann könnte ich mir den letzten Bissen vom Mund absparen, indeß er das Geld haufenweise zusammenscharrt und sich's selber kaum gönnt? — Doch es ist von jeher der Geizigen Fluch, daß ihnen kein Genuß von dem gierig Zusammengeraffwill ten zu Theil wird. Doch ich habe sein Ver-

sprechen. Er muß mir geben, was ich von ihm verlange und wär's seine letzte Kupfermünze. Ich will ihm eine Stunde Ueberlegung gönnen; gibt er mir alsdann noch nicht was ich fordere, nun wohlan! so soll er mich kennen lernen. Das sey das Letztemal gewesen, daß ich gegen ihn nachsichtig war. Solch einen Schurken kann man nur durch Todesangst zum Gehorsam zwingen." Er hatte sich ein Gläslein Wein aus seines Herrn Keller eingeschenkt und nippte ganz behaglich davon. Dann lehnte er sich in den weichen Stuhl zurück, verschränkte die Arme und gab seinen Gedanken freien Spielraum. Wie es aber meist zu geschehen pflegt, wenn man in einem allzu bequemen Stuhl in's Denken verfällt, es fielen ihm allgemach die Augen zu, und in wenigen Minuten war er sanft eingeschlummert. Da pochte es an der Stubenthüre. „Was gibts? wer ist's?" murrte der Alte, verdrüßlich auffahrend. „Hat

man denn in dem verwünschten Haus keinen Augenblick Ruhe?" — Es öffnete sich die Thüre. Herein trat ein Knabe in abgenützter Kleidung, am Wanderstabe den kleinen Bündel befestigt, in der einen Hand die Reisemütze. Schüchtern flehte er um eine milde Gabe. Aber dem Alten erstarb das Wort auf der Lippe. Als wäre er auf den Lehnstuhl festgebannt, blieb er regungslos sitzen, mit beiden Händen die Lehnen desselben krampfhaft erfassend und dem flehenden Knaben starr in's Auge blickend. War's Täuschung? — War's Blendwerk der Hölle? Oder träumte er vielleicht noch und glaubte nur zu wachen? — Es waren des längst verstorbenen Herrn Ortliebs Gesichtszüge, die sich in des fremden Knaben Antlitz wiederspiegelten und ihn an eine Verbrechen erfüllte Vergangenheit mahnten. „Dein Name, Junge?" — stotterte er mühsam, „dein Name? — Nichtwahr? — Volk —" und er erstarb ihm auf

der Junge. „Ganz recht, Volkmar," versicherte, dreister geworden, der Knabe und näherte sich schmeichelnd dem Greis, der fieberhaft zusammengeschaudert war. Und nun theilte er ihm sein Schicksal mit und wie er hieher gekommen sey, in der Hoffnung, Auskunft über seine Eltern zu erhalten. Gespannt lauschte der Alte seinen Worten. Allmählig sich fassend, schien ein kluger Gedanke seine Seele zu beschäftigen. Der Knabe hatte vollendet. „Warte hier ein klein wenig, mein guter Junge," sprach er zu ihm, kniff ihm schmeichelnd unters Kinn und entfernte sich, die Thüre hinter sich zuschliessend. Er ging zu seinem Herrn, der ihm vor wenigen Augenblicken den erbetenen Geldzuschuß verweigert und welchen er nun durch den glücklichsten Zufall von der Welt neuerdings in die Enge zu treiben gedachte. „Dieser Knabe verschafft mir das Geld, oder bringt dich, Herr Konrad, an den Galgen, froh-

lockte der Alte für sich, und trat in seines Herrn Stube, der noch immer über dem Rechnen saß. „Was zum Teufel führt dich schon wieder her? — Hat man denn gar keine Ruhe?“ brummte Konrad und schleuderte die Feder auf den Tisch. Blasius trat näher. Mit erheuchelter Demuth flehte er: „Gebt mir das Geld. Seht, ich hab' Euch stets treu gedient, könnte Euch, wäre ich ein schlechter Kerl, um den Hals bringen; denn ich dürfte nur dem Gericht Eure Schandthaten anzeigen, und Ihr würdet am Galgen hängen. Bedenkt es, und gebt mir das Verlangte.“ Er hatte kaum geendet, so sprang Konrad wüthend empor, stürzte auf ihn los und packte ihn bei der Gurgel. „Halunke! elender Schuft! Wie lang willst du mich noch quälen? — Hab' ich dir nicht des Guten genug erwiesen? Befriedigte ich nicht mehr als billig deine unersättliche Habsucht? — Hinaus mit dir, alter, räutiger Hund,“ tobte

er und schob den Alten gegen die Thüre. Der aber grinzte ihn mit einem fürchterlichen Lächeln an, verlor keine Sylbe, ließ sich geduldig hinausschleudern, daß er fast zu Boden getaumelt wäre und schlich sich gleich einem gepeitschten Hunde von dannen. „Komm' mein Junge, und folge mir," sprach er zu Volkmar, nachdem er die Stube geöffnet. „Ich will dir sichern Aufschluß ertheilen." Und er nahm den Knaben bei der Hand und führte ihn mit sich nach Konrads Zimmer. Hier hieß er ihn vor der Thüre warten, bis er ihn rufen würde, und trat, ohne zu pochen, hinein.

„Hinaus, alte Bestie!" schrie Konrad und sprang auf den Alten los, der ihn mit hohnlächelndem Blick von Oben bis Unten maß und sprach: „Das Geld, junger Geizhals, oder ich überliefere Euch dem strafenden Arm der Gerechtigkeit, dem Ihr schon

längst verfallen wäret, hätte Euch meine gränzenlose Langmuth nicht davor geschützt. Also zum Letztenmal, mein Geld, oder der Galgen." „Frecher Schurke, wie kannst du's wagen, so mit deinem Herrn zu sprechen?" donnerte Konrad, auf's Höchste gereizt, und schon wollte er den Alten bei der Gurgel erfassen, als dieser rasch nach der Thüre sprang, sie aufriß und den Knaben hereinzog. Doch bei seinem Anblick schwand mit Einemmal Konrads Wuth. Diese Züge, diese auffallende Aehnlichkeit, er sollte sie kennen. „Sieh hier deinen elenden Stiefbruder, den Mörder deiner Mutter, den Räuber deines Erbtheils, der dich um dein Recht brachte, der dich mit einem todten Kind vertauschte, und armseligen Gauklern übergab," rief Blasius mit wilder Hast, und zeigte mit dem Finger auf den erbleichenden Bösewicht, dessen Antlitz vom Angstschweiß erglänzte. Umsonst versuchte Konrad zu antworten. Es versagte

die gelähmte Zunge ihren gewohnten Dienst. „Sprich, und bezeuge deinem saubern Stiefbruder selbst die Wahrheit meiner Aussage, daß du sein verstoßener Bruder Volkmar bist. Berichte ihm dein seitheriges Schicksal, seit er dich hinausstieß aus dem väterlichen Hause.“ Und zitternd erzählte der Knabe dem versteinerten Konrad den Hergang seines Geschicks, indeß Blasius den argen Sünder mit schadenfrohem Blick beobachtete, sich weidend an dessen Seelenangst und innerer Verwirrtheit. „Nehmt mich auf, Herr Bruder, und verstoßt mich nicht auf's Neue,“ flehte, nachdem er geendet hatte, der Knabe und fiel dem Herzlosen mit aufgehobenen Händen zu Füßen, erfaßte seine Kniee und weinte recht bitterlich, daß sich ein Stein hätte erbarmen müssen, nur nicht das gefühllose Herz Konrads, das edlere Gefühle nicht kannte. „Verstoßt mich nicht, mein Herr Bruder. Ich will ja auf Alles verzichten,

nur duldet mich in Eurem Hause," flehte der arme Volkmar, „und ich will Euch dienen, treuer als der bewährteste Diener; will fleißig und brav seyn, und mit Lust und Eifer Jegliches vollbringen, was ich Euch nur an den Augen ansehen werde. Aber nicht wieder zum Hause hinausstoßen, bitte, bitte, nicht wieder verstoßen, sonst muß ich ja betteln gehen, oder müßte wieder zu den Gauklern, die einen prügeln und gar garstig behandeln." Dieß sagend, umklammerte er fester Konrads Kniee, dessen Blick mit eisiger Kälte auf ihm ruhte. „Erhalte ich das Geld?" fragte ihn Blasius in schneidendem Ton. „Ja, Hund von einem Menschen," knirrschte Konrad. „Doch schwöre mir neuerdings, mich dem Gericht nicht anzuzeigen, und mir den Buben vom Hals zu schaffen." „Sobald ich das Geld werde empfangen haben," entgegnete der Alte. „Schurke!" brummte Konrad zwischen den Zähnen, machte sich

vom Knaben los, holte das Geld und warf es dem in der Seele vergnügten Blasius vor die Füße. „Ich schwör's, daß ich Euch nicht verrathen will, betheuerte dieser. Und nun packe dich, Bube," sprach er zu Volkmar indem er ihn vom Boden aufrieß; denn noch immer kniete der Aermste vor dem Räuber seines Glücks, dem Mörder seiner guten Mutter. „Barmherzigkeit, o Barmherzigkeit, Herr Bruder!" flehte der weinende Knabe uud fiel abermals Konrad zu Füßen, sich an seine Beine anklammernd, damit ihn der Alte nicht losreissen sollte. „Erbarmt Euch meiner, gebraucht mich zum niedrigsten Dienst, nur jagt mich nicht in's Elend, wo meiner Hunger und Schmach harrt." Von seinem Geheul ertönte die Stube. Ein Thränenstrom stürzte ihm über die Wangen und netzte den Boden. „Fort aus meinen Augen und wehe dir, läßt du dich noch einmal vor mir blicken!" rief ihm Konrad mit drohender Ge-

bärde zu und stieß ihn mit dem Fuß von sich, so daß er wimmernd und heulend sich auf der Erde krümmte und nur immer „Erbarmen! Erbarmen!“ zu winseln vermochte. Doch umsonst. Blasius hatte ihn schon am Arm gepackt, schleifte ihn gegen die Thüre und warf ihn, Fluchworte gegen ihn ausstoßend, über die Schwelle. Aber lang noch lag der Knabe Volkmar vor der Thüre des unmenschlichen Stiefbruders und heulte und winselte, indeß sich seine Peiniger scheinbar wenigstens wieder aussöhnten.

Weinend, die Qualen der Verzweiflung in der jugendlichen Brust, wankte Volkmar, vom heftigen Schmerz betäubt, auf die Straße. Vom eignen Bruder gemißhandelt, aus dem väterlichen Hause gestoßen und um das rechtmäßige Erbtheil betrogen, was sollte er, der

arme verlassene Knabe, nun beginnen? — Wohin sollte er sich wenden? — Diese Stunde hatte ihn um viele Jahre früher reif gemacht. Elend ist ein fürchterlich kluger Lehrmeister. Es besitzt die gräßliche Macht, selbst des zarten Knaben goldenes Gelocke über Nacht zu bleichen und die Schneeflocken des Kummers darüber zu streuen.

Kaum war er einige Schritte in dumpfer Verzweiflung gegangen, so stieß er auf ein Häuflein schwedischer Nachzügler, die fröhlich die Stadt durchzogen; denn es wurde damals gerade der große Religionskampf gekämpft und sie beeilten sich, das Hauptheer ihres großen Königs Gustav Adolph zu erreichen. „Wir brauchen schon längst einen Trommler statt des erschossenen Frederiks," begann der Hauptmann, als er Volkmar's ansichtig geworden. „Das Bürschchen hat keine üble Gestalt. He! — Holla! — Jun-

ger Fant!“ rief er wild scherzend und erfaßte den Knaben, der erschrocken zusammenfuhr, beim Genicke; „du mußt unser Trommler werden, oder verspürst du etwa keine Lust zum fröhlichen Soldatenstand? Das hoffe ich zu deiner Ehre nicht. Heut zu Tage kann man's bei uns gar hoch hinauf bringen, zeigt man sich nur ein wenig männlich und tapfer. Hast du uns ein Paarmal muthig in's Treffen hineingetrommelt, so bist du, denk' an mich, in einigen Jahren mehr als meine Wenigkeit.“ Volkmar hatte ihm ruhig zugehört. Warum sollte er, der von Allen Verlassene, nicht freudig ein Anerbieten annehmen, das ihm einst Ehre und sicheres Unterkommen verhieß? — Nach kurzem Ueberlegen willigte er ein und sie nahmen ihn in ihre Mitte, hingen ihm des Erschossenen Trommel um und zogen singend und scherzend zum Thore hinaus. Noch einen Blick sandte der neue Trommler der alten

Vaterstadt zu, dann faßte er frischen Muth und schritt rüstig dem wilden Häuflein voran. Und kaum war ein Jahr verstrichen, so galt unser Volkmar als der muthigste schwedische Trommelschläger. Doch bald sollte sich der ersehnte Augenblick darbieten, der ihm größern Ruhm und Ehre gewähren würde.

Der Bischof Franz von Würzburg war einer der eifrigsten Anhänger der katholischen Ligue und sohin, wie natürlich, der größte Feind des Schweden-Königs Gustav Adolphs, dessen täglich sich mehrende Macht seinen tödtlichen Haß nur erhöhte, so daß er dessen Namen von den Kanzeln seines Hochstifts mit schrecklichen Schmähungen überhäufen ließ und, unklug genug, den Zorn des immer näher rückenden Königs in hohem Maas auf sich lud, den es vorzüglich verdroß, daß der fanatische Bischof ihn nicht nur als Ketzer, sondern als grausamen Tyrannen und Würg-

engel verschrieen, der seine Beutelust im Blute der Greise und Säuglinge sättige. Das war's, was den großen, edelmüthigen und menschenfreundlichen Helden am allermeisten schmerzte und reizte. Indeß aber der leidenschaftliche Priester noch immer in seinem tollen Treiben verharrte, erscholl mit Einemmal die Kunde, der König stehe in Königshofen, zunächst der fränkischen Gränze. Da zitterte der übermüthige Mann. Er verlor die Besinnung, er wußte nicht mehr, was er beginnen sollte und erkannte zu spät, welches Unheil er seinem bedrohten Lande bereitet hatte. Von Allen verlassen, floh er nach Frankreichs Hauptstadt, um, wo möglich, auch von dort aus dem verhaßten Gegner schaden zu können, dem sich Schweinfurt bereits ergeben, welchem wenige Tage später auch die Stadt Würzburg ihre Thore öffnete. Es blieb dem König nichts mehr übrig, als die hohe Veste Marienberg, welche seiner

Macht Trotz bot. Er ließ Kriegsrath halten und es wurde beschlossen, diesen festen Platz mit Sturm zu nehmen. Die Aufgabe war nicht leicht; denn die steile Höhe des Berges bot den Stürmenden unzählige Schwierigkeiten dar, desto größern Vortheil aber den Belagerten. Doch Gustav Adolphs Heldengeist verzagte nicht vor einem einzelnen Bergschlosse. War ihm doch Größeres und Schwierigeres gelungen. Er ertheilte den Befehl zum Sturm und alsbald donnerten die Kanonen und sausten die Kugeln gegen den Marienberg, während die Schaaren des Fußvolks muthig gegen den Berg vorrückten. Das Regiment, in welchem Volkmar diente, war eines der ersten, welches den Berg hinanstürmte. Volkmar, voll Liebe für seinen König, seine Religion, begeistert von der schönen Hoffnung, er werde sich hier zum erstenmal glänzend hervorthun, kletterte behende voran und schlug fröhlich seine Trommel,

indem er seinen Kameraden zurief, ihm zu folgen. Jetzt lehnten sie die Leitern zum Sturm an; aber Hunderte büßten ihr Leben, bis es ihnen endlich gelang, die Mauer zu ersteigen. „Folgt mir, Brüder!" rief eine jugendliche Stimme auf der höchsten Spitze der Mauer und schlug wacker auf seine Trommel. Es war Volkmar, der zuerst, mitten im feindlichen Kugelregen, die Mauer erstiegen hatte und nun seinen Genossen Muth zusprach, ihm bald nachzufolgen. Eine Viertelstunde darauf ergab sich die Besatzung. Am gegenüber liegenden Mainufer, auf der Stadtseite, befand sich unterdessen der Schwedenkönig, umgeben von seinem Stab und sah dem kriegerischen Treiben mit reger Aufmerksamkeit zu. „Seht doch, ihr Herren," rief er mit einemmal und deutete mit dem Finger nach dem Marienberg: „seht doch einmal den kühnen Trommelschläger, der schon den Gipfel der Mauer erreicht hat, indeß die An-

dern noch kaum zur Hälfte die Sturmleitern erstiegen haben. Seht, wie er sie befeuert, wie er darein schlägt. Man sollte fast meinen, der junge Bursche sey kugelfest. Ich will mir ihn merken, denn ihm gehört ein Theil des Verdienstes des heutigen Tages." Kaum hatte er die Worte gesprochen, so hatten auch die Uebrigen die Mauer erstiegen. Ameisen gleich, die geschäftig ihren Bau besorgen, kletterten nun Tausende an den Leitern empor. Bald schwieg der Kanonendonner, nur das kleine Gewehrfeuer ließ sich noch schwach aus dem Innern der Veste vernehmen. „Der Marienberg ist mein!" rief der König freudig aus und deutete abermals nach dem Berge. Die schwedische Fahne wehte im Abendwind von den Zinnen des Marienbergs. „Ich danke dir abermals, mein guter Gott, für diesen neuen Sieg," betete der fromme König und blickte, eine Dankes-

thräne im milden Auge, zu seinem gnädigen Schöpfer empor.

In dem tiefgelegenen engen Kessel, in dessen Mitte die Stadt Würzburg liegt, war es bereits dämmerigt geworden, als die Regimenter vom Kampfe heimkehrten. Der König gebot ihnen, sich aufzustellen und belobte nun in kurzer, aber liebevoller Rede ihren Muth und ihre bewährte Treue. Alsdann sprach er: „Wo ist der tapfere Trommelschläger, der zuerst die Mauer erstiegen? — Führt ihn mir her, damit ich ihm die muthige That lohne.“ Und man brachte ihm Volkmar, der nicht ohne Zagen vor seinen König trat, diesen edlen großen König, den er so hoch ehrte, dem er freudig sein Daseyn auf's Spiel gesetzt hatte, in der Hoffnung, ihm einen Dienst von Wichtigkeit zu leisten. Gustav Adolph prüfte ihn mit scharfem, doch wohlwollenden Blick. Dann sprach er: „Du

hast dich brav gehalten, mein Junge. Du hast treu deinem Gott, deiner Religion und mir, deinem Könige, gedient. Dir soll gebührender Lohn zu Theil werden. Den schönsten wird dir dein Bewußtseyn ertheilt haben. Wir Könige vermögen nur durch Ehrenverleihungen die edle That zu würdigen, den höchsten und wahren Lohn vermag nur Gott allein zu spenden durch die Stimme des Gewissens. — Wie ist dein Name?" fragte ihn der König. „Volkmar," erwiederte er schüchtern. „Woher bist du gebürtig und was sind deine Eltern?" fragte er weiter. „Ich stamme aus Nürnberg. Meine Eltern leben nicht mehr. Mein Stiefbruder stieß mich in's Elend und so folgte ich einem Häuflein der Unsern, die eben Nürnberg durchzogen," berichtete Volkmar und schluckte eine Thräne hinab, die ihm die schmerzliche Erinnerung an jenen fürchterlichen Tag auspressen wollte. Gerührt blickte ihn der König

an. „Du bist von heute an Offizier," sprach er, reichte dem überraschten Volkmar die Hand zum Kuß, und wandte sich nach der Stadt. Zum Erstenmal in seinem ganzen Leben hatte ihm heute das Glück gelächelt. Gott hatte ihn frühzeitig geprüft, doch in der Prüfung nicht untergehen lassen.

Die Jahre strichen unter Mühseligkeiten und immerwährenden Kämpfen rasch dahin. Volkmar hatte Gelegenheit, sich oftmals rühmlichst auszuzeichnen. Der König hegte besonders Wohlgefallen an dem schönen tapfern Jüngling, der stattlich heran gewachsen war und sich durch Muth, sittliches Benehmen und feinen Anstand vor Allen hervorthat. Er ernannte ihn zum Hauptmann, gerade während des Marsches nach Sachsen, als er dem hartbedrängten Kurfürsten Johann Georg zu Hilfe eilte. Wallenstein mit seinen raubgierigen Schaaren setzte dem armen Sach-

sen hart zu. Alle Mühe gab er sich, theils durch List, theils durch offene Gewaltthätigkeit den schwachen Kurfürsten entweder zu gewinnen oder zu bezwingen. Gustav Adolph kannte den Wankelmuth dieses Fürsten, seines Verbündeten. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, wollte er nicht durch längeres Säumen den Abfall Sachsens herbeiführen. Er machte sich daher schleunigst auf den Weg. Wallenstein, der alsbald Kunde davon eingezogen hatte, rückte ihm gegen Weißenfels entgegen. Dem Friedländer lag Alles daran, dem schwedischen Könige einen entscheidenden Schlag beizubringen. Sein Ruhm, sein Ehrgeiz forderte es; denn schon hieß es, er scheue die Nähe des tapfern Feindes, zumal seit der Belagerung Nürnbergs, wo er sich auffallend unthätig benommen hatte. Diesen ihm empfindlichen Wahn den Leuten zu benehmen, war er nun fest entschlossen, dem Schweden eine entscheidende Schlacht zu lie-

fern, was er mit desto größerer Zuversicht beschloß, da ihm die Sterne durch den Mund seines Astrologen sein Glück und den Untergang des Gegners im Monat November verhießen. Wallenstein war, wie oftmals große Männer, wenn sie es sich gleichwohl nicht eingestehen wollen, abergläubisch. Er hielt auf Ahnungen, er unternahm nicht leicht Etwas, wenn ihm seine Sterne nicht freundlich und glückverheißend zufunkelten. Ueberhaupt waren er und Gustav Adolph ganz verschiedenartige Charakter. Wallenstein's Gemüth erfüllte Düsterkeit, Mißtrauen, falscher Ehrgeiz und Hang nach Uebermacht, welche zu erlangen ihm kein Mittel zu unwürdig war. Dabei war er hart und grausam. Und ließ er sich bisweilen von menschlichern Gefühlen leiten, so geschah es sicher nur aus planmäßiger Berechnung. Gustav Adolph hingegen beseelte die reinste Liebe für seinen Glauben. Nicht Ehrgeiz, nein, Verehrung Gottes,

Theilnahme und christliche Nächstenliebe für seine bedrängten Glaubensgenossen hatten ihn in dieses große Kampfspiel mit hinein verflochten. Ihn hatte der Allgewaltige zum rettenden Werkzeuge seiner Mitbrüder erkoren. Doch nicht blos Freund seiner Freunde war er, auch gegen den Feind betrug er sich menschlich. Er schonte, wo er nur immer konnte und züchtigte selten und da nur, wo es das eiserne Recht des Krieges erforderte, oder die über Alles gebietende Klugheit. Er war ein mittelalterlicher König; denn sein Gemüth war von kindlichem Glauben und lauterer Frömmigkeit erfüllt, indeß Wallenstein's Sinnesweise sich schon mehr dem kalten und berechnenden Geiste unserer Tage näherte, den Tagen der Falschheit und Eitelkeit.

Wallenstein hatte sich getäuscht. Der Schwede, statt ihm nach Weißenfels entge-

gen zu rücken, traf Anstalten, sich bei Naumburg zu verschanzen. Hier wollte er die Verstärkungen erwarten, welche ihm der Herzog von Lüneburg zuführen sollte. Wallenstein, unschlüßig, ob er den König in dieser festen Stellung angreifen sollte, hielt Kriegsrath; doch dieser rieth ihm, die Winterquartiere zu beziehen, was er auch um so eher bewilligen konnte, da ihm ein Angriff von schwedischer Seite nicht wahrscheinlich dünkte; doch vertheilte er seine Truppen so, daß er sie auf den ersten Kanonenschuß versammeln konnte. Er selbst postirte sich bei Merseburg zwischen der Saale und dem Floßgraben. Graf Colloredo blieb in Weißenfels. Pappenheim, mit einem großen Theil des Heeres, marschirte gegen den Rhein, der Stadt Köln gegen die Holländer behülflich zu seyn. Auf dem Wege dahin sollte er die Hallische Festung Moritzburg einnehmen.

In dem Lager des Königs bei Naumburg dachte eines Morgens wohl Keiner, daß in wenigen Stunden das Zeichen zum Aufbruch gegeben werden würde. Offiziere als Gemeine sowohl überließen sich sorglos der längst entbehrten Ruhe, deren sie nach einer Reihe von Kämpfen und Anstrengungen in hohem Maas bedurften. Auch der Hauptmann Volkmar befand sich unter ihnen. Auch er ahnte nicht im Entferntesten die entscheidende Katastrophe, welche dem schwedischen Heere in Kurzem bevorstand. Heiter und sorglos schritt er vor seinem Zelt auf und ab. Volkmar's Gemüthszustand war in letztern Jahren heiterer und ruhiger geworden. Die Zeit und die mannigfachen Kriegsereignisse hatten ihn die Leiden und traurigen Erfahrungen seiner frühesten Jugend vergessen lassen. Zuweilen nur blitzte noch die Erinnerung an sie in seiner Seele auf; doch war er stets bemüht, sie aus dem Sinne zu schla-

gen, weil sie ihn gewöhnlich zu verstimmen pflegte. Manchmal kam es ihm gleichwohl in den Sinn, nach der Vaterstadt zu eilen und vom treulosen Stiefbruder mit Hilfe der Gerichte sein rechtmäßiges Erbe sich zu verschaffen; doch ihn hielt jedesmal die Liebe zu seinem edlen König und die Anhänglichkeit für seinen Stand von diesem Vorhaben zurück. „Der Tag des Rechts wird auch mir einst tagen," pflegte er zu sagen und schlug sich's wieder aus dem Sinn. Aehnliche Gedanken mochten ihn zu dieser Stunde beschäftigen, als mit Einemmal die Trommeln und Trompeten das weite Lager durchschallten. Es war das Signal zum Aufbruch, das die erstaunten Krieger unter ihre Fahnen rief. In wilder Hast stürzte Alles bunt durcheinander. Jeglicher fragte den Andern, was der plötzliche unerwartete Abmarsch zu bedeuten habe; allein Keiner konnte dem Andern Bescheid ertheilen.

Gustav Adolph hatte nämlich Pappenheim's Abzug erfahren. Diesen Augenblick rasch benützend, hatte er den Befehl zum Aufbruch ertheilt. Doch kaum setzte er sich in Bewegung, so verkündeten schon Kolloredo's Kanonen von den Wällen Weißenfels dem nicht wenig erstaunten Wallenstein des Königs Marsch. Sein Erstes war, Pappenheim Eilboten nachzusenden, die ihn so schnell als möglich zurückrufen sollten; denn weiter als bis Halle konnte er noch nicht vorgerückt seyn. Er, der Herzog selbst, zog sich in die große Ebene zwischen dem Floßgraben und Lützen. Seine Hoffnung beruhte größtentheils auf der schleunigen Rückkehr Pappenheim's, denn er vermochte in diesem Augenblick dem Schweden, der zwanzigtausend Streiter zählte, nicht viel über zwölftausend entgegen zu stellen. Dennoch rückte er voran und sandte den Vortrapp unter dem Kroatengeneral Isolani nach den in der Rippach befindlichen

Ortschaften, den Feind in seinem Vorrücken aufzuhalten. Doch vergebens. In dem Dorfe Rippach setzte der König über den Fluß gleichen Namens und stellte sich etwas unterhalb Lützen der Schlachtordnung der Kaiserlichen gegenüber. Der Abend senkte sich hernieder, als der König seine Schaaren zum Treffen ordnete. Mit freundlicher Miene durchritt er die langen Reihen der Seinigen, einem Jeden liebevoll zunickend, sie alle befeuernd zum bevorstehenden Kampfe. Volkmar's Brust hob es mächtiger, als er seines geliebten Königs ansichtig wurde, als er ganz nahe an ihm vorüberritt und ihn freundlich beim Namen rief. Er hätte in diesem Augenblick sich freudig ganz allein unter die Feinde gestürzt, wenn es der liebevolle Gebieter gefordert hätte, dergestalt hing er an diesem großen Manne, dessen alle Herzen gewinnendes Aeußere schon ihm der Menschen Zuneigung und Verehrung gewann. Die

Welt urtheilt nun einmal nach äußerlichen Erscheinungen. Kömmt einem wahrhaft edlen Herrscher seinem innern Werth auch noch die Annehmlichkeit eines vortheilhaften und wohlgefälligen Antlitzes zu Statten, dann kann er mit fester Zuversicht auf die hochherzige Hingebung und unerschütterliche Liebe und feste Treue seiner Untergebenen zählen; denn schon ein freundlich lächelnder Blick von ihm ist hinreichend, den lauten Jubel der entzückten Menge hervorzurufen.

Der König hatte das Heer in zwei Linien geordnet; zur Rechten und im Rücken den Floßgraben, vor sich die Landstraße und zur Linken die Stadt Lützen. Die Mitte ..bildete das Fußvolk unter dem Befehl des Grafen von Brahe; die Reiterei befand sich auf den Flügeln. Den Linken beschützte die Deutsche unter dem Kommando des heldenmüthigen Herzogs Bernhard von Weimar.

Den rechten Flügel befehligte der König in eigener Person. Vor der Fronte stand das Geschütz aufgefahren. Fast eben so war das zweite Treffen geordnet. Das Reservekorps stand unter dem Schottländer Heederson. Ein Jeder sah mit gespannter Erwartung dem folgenden Morgen entgegen; denn bange Ahnungen durchstreiften Aller Brust.

Der Morgen dämmerte. Ein dicker anhaltender Nebel lag über der Gegend. Volkmar, an der Spitze einer Abtheilung am rechten Flügel, unter dem Befehl des Königs, saß scheinbar ruhig auf einer Trommel; in seinem Innern stiegen jedoch bange Gefühle auf, Gefühle, die wir böse Ahnungen zu nennen pflegen, nicht etwa Muthlosigkeit; denn sie kannte der junge Hauptmann nicht, sondern ein banges Vorgefühl, als drohe dem Ideal seines Lebens, dem Vorbilde seiner männlichen Laufbahn irgend ein Unheil.

Darum saß er sinnend, den düstern Blick zur Erde gekehrt und mit dem Schwerte im Sand spielend, auf dem kriegerischen Spielzeug, das ihn ein paar Stunden später in den mörderischen Kampf locken sollte. Endlich, erst gegen die Mittagsstunde, verlor sich der dichte Nebel, und es erscholl des Königs Ruf zur Schlacht. „Auf, meine Brüder!" sprach Volkmar, und sprang empor. „Kämpft, wie ihr's immer gethan!" rief er und reihte sich ihnen mit hochklopfendem Herzen an. Er brannte vor männlicher Begierde, kaum vermochte er den Befehl zum Angriff zu erwarten. Er gedachte des Marienberges, wie er sich damals die Auszeichnung und Liebe seines Königs errungen und er flehte zu Gott, er möge ihm auch dießmal wieder Gelegenheit verschaffen, sich mit Ruhm und Ehre bedecken zu können. Doch, indeß er still für sich betete, war auch der fromme König an der Spitze seines Heeres auf die Kniee

gesunken, ein christliches Lied anstimmend, welches die ganze Feldmusik begleitete. Und mit dem Rufe: „Gott mit uns!" beginnt die große Schlacht, indessen Lützen, auf Befehl des Friedländers, in vollen Flammen steht. Schon sprengt die Reiterei muthig vor, schon dringt das Fußvolk wüthend gegen die Gräben. Volkmar ist einer der ersten, der sich mit seiner Abtheilung auf die nächste feindliche Batterie wirft, ihm folgt das übrige Regiment und nach fürchterlichstem Kampfe auf Tod und Leben, mitten im dicksten Kugelregen und betäubenden Donnern der Kanonen gelingt es ihm, die Batterie zu nehmen und sie gegen den Feind selbst zu richten. Schon weichen die Kaiserlichen. Fünf Brigaden sind über den Haufen geworfen, zerstreut fliegen die Polen und Kroaten umher, und die Unordnung im feindlichen Heere scheint allgemein zu werden. Da sammelt der Friedländer durch sein plötzliches

Erscheinen die zurückweichenden Schaaren und der allgewaltige Zauber seines Wortes bringt sie abermals zum Stehen. Volkmar, den König immer im Auge, der muthig und seine Leute befeuernd auf seinem Rosse voranleuchtet, dringt unaufhaltsam voran. Da hinterbringt ein Reiter-Hauptmann dem König die Kunde, der eine Flügel weiche zurück. Rasch entschlossen übergibt er den Befehl, den Feind zu verfolgen; er selbst aber sprengt an der Spitze des Steebockischen Regiments seinem linken Flügel zu Hilfe. Von dem feurigen Rosse pfeilschnell dahin getragen, vermögen ihm nur Wenige zu folgen, unter ihnen der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, der dicht hinter ihm aufgeschlossen bleibt. Schon nähert er sich dem Orte der Unordnung. Er will sich umsehen, um schnell zu erspähen, wo seine Gegenwart am Nöthigsten sey; doch seine Kurzsichtigkeit führt ihn zu nahe an den Feind. „Euer

Majestät wagen sich dem Feinde allzunahe," ruft ihm der Herzog zu; allein zu spät, denn eine feindliche Kugel hat ihm schon den linken Arm zerschmettert. Jetzt erst erreichen ihn die zurückgebliebenen Schwadronen, und gewahren mit Schrecken den blutenden Arm des Königs. „Es ist nichts . . . folgt mir!" ruft er ihnen mit mühsam verhaltenem Schmerz entgegen und will noch einmal in das Kampfgewühl; doch die Kraft verläßt ihn. „Führt mich bei Seite, Herr Herzog, ohne daß es die Meinigen bemerken," bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, der ihn auf einem Umweg nach dem rechten Flügel geleiten will. Schon verläßt ihn mehr und mehr die Kraft; denn aus der Wunde strömt das heiße Blut. Der Lauenburger läßt seinem Rosse freien Zügel, stützt mit der Linken den schon im Sattel wankenden König von Vorne, indeß er unvermerkt mit der Rechten, in der er eine Pi=

stole hält, auffährt, losdrückt und dem König die Kugel durch den Rücken jagt, der mit dem letzten Rufe: „Ich habe genug, Bruder; suche du nur dein Leben zu retten," entseelt vom dahin eilenden Pferde sinkt, das in wenig Minuten die Seinen vom Unglück ihres theuren Gebieters in Kenntniß setzt. Der Verräther ist verschwunden. Ein Schwarm räuberischer Kroaten plündert unterdessen die königliche Leiche. Aber bald sind die Seinigen herbei geeilt und es entspinnt sich ein mörderischer Kampf um das allen Schweden heilige Kleinod. Dem ersten Schrecken im Heere folgt die fürchterlichste Wuth und der Drang nach Rache. Volkmar, als er die schreckliche Kunde vernommen, kennt keine Grenzen mehr. Dem wüthenden Tiger gleich, dem man sein Junges entrissen, stürzt er sich mit verdoppeltem Grimm in die nun mörderischer gewordene Schlacht. Umsonst bietet Wallenstein seine letzten Kräfte auf, verge-

bens erscheint der zurückkehrende Pappenheim; Gustav Adolphs Geist schwebt hernieder und befeuert auch noch im Tode den an Tollkühnheit gränzenden Muth seiner treuen Schweden.

Der Abend ist endlich hereingebrochen, es dämmert die Nacht heran und beginnt ihren düstern Schleier über Berg und Thal zu breiten. Da ertönen von beiden Seiten die Trompeten. Die Schlacht ist zu Ende; doch keines von beiden Theilen will sich für besiegt erklären.

Ermattet sank Volkmar nach einigen Stunden in seinem Zelte nieder. Unendliche Wehmuth erfüllte seine Seele. Er hatte sein Theuerstes, er hatte seinen angebeteten König verloren. Nicht mehr freute ihn das edle Handwerk, denn ihm war das hellstrah-

lende Gestirn des Ruhmes erloschen. Und dieser Stern, der ihm in mancher Schlacht siegreich voran geleuchtet, er hieß:

„G u st a v A d o l p h.“

Es mochte etwa ein Jahr darnach seyn, als eines Morgens Konrad und sein Diener Blasius sich neuerdings in den Haaren lagen. Letzterer hatte Ersteren abermals um Zuschuß angegangen. Dießmal, so hatte sich's Konrad geschworen, wollte er ihm aber auch keinen Heller reichen, möge er ihm noch so sehr drohen. „Pack dich zum Teufel, verfluchter alter Hund!“ zürnte er und stieß den alten Schelm vor die Brust, daß er zurücktaumelte. „Gedenkt Eurer Sünden, Herr Konrad, und vergeßt nicht, daß ich Mitwisser derselben bin,“ war des Alten Antwort,

indeß er vor verhaltenem Grimm schäumte. „Ah pah!“ entgegnete Konrad. „Fängst du schon wieder mit deinen einfältigen Drohungen an? — Sie schrecken mich schon längst nicht mehr. Zudem bist du ja Mitschuldiger, alter Dummkopf. Du würdest dich dadurch nur selbst als Mithelfer anklagen.“ Blasius aber sprach: „Warte, elender Schuft, du nichtswürdiger, undankbarer Mensch, dem ich so ersprießliche Dienste geleistet, ich will dir's lehren, dankbar zu seyn. Geld will ich, oder ich schwör' dir's bei dem Leib unsers Herrn, ich gehe schnurstracks zum Gericht, und zeige dich und dein arglistiges Treiben an. Um mich habe keine Sorge. Der alte Fuchs wird zu entschlüpfen wissen. Aber du, elender geiziger Wicht, du sollst deinem verdienten Lohn nicht entgehen. Zum Letztenmal, bedenk' es wohl, zum Letztenmal frage ich dich: Willst du mir das verlangte Geld geben oder nicht?“ — Einen Augenblick schien

Konrad zu überlegen; doch mit Einemmal stürzte er sich auf den Greis, packte ihn bei der Gurgel und warf ihn zur Thüre hinaus, so daß er auf dem Gang rücklings zu Boden taumelte. Doch der alte Blasius entgegnete keine Silbe. Ohne das leiseste Murren erhob er sich mühsam von der Erde. Er blutete an der linken Schläfe. Die Wunde schmerzte ihn heftig, demungeachtet machte er sich langsam auf den Weg nach dem Stadthause, den obersten Richter aufzusuchen, und ihm Konrads Verbrechen zu entdecken. Als er so in Gedanken seinen Weg dahin schlich, erscholl plötzlich vom Trödelmarkt her kriegerische Musik. Die Neugierde trieb ihn dahin. Es war ein Häuflein Schweden. An ihrer Spitze befand sich aber ein stattlicher Mann, dessen Gesichtszüge dem alten Blasius gar wohl bekannt däuchten. Er besann sich ein wenig, faßte ihn nochmals recht ins Auge und nun rüttelte es ihn furchtbar durch

die Glieder; denn es waren die leibhaftigen Züge des seeligen Patriziers. „Das ist der Volkmar,“ dachte der Alte bei sich selbst. „Ich muß mir Gewißheit verschaffen. Ist's an dem, so läßt sich Nutzen daraus ziehen. Wir wollen doch einmal sehen,“ sprach er und folgte dem Zuge. Dieser hielt vor der Herberge nächst dem Lauferthore, woselbst die Soldaten sich zerstreuten. Der Hauptmann, der kein anderer als Volkmar war, sandte sogleich zum Bürgermeister, damit er ihm die Burg öffne; denn er war hieher beordert, um auf unbestimmte Zeit die Nürnberger Besatzung zu verstärken. In der Wirthsstube angelangt, warf er sich in den nächsten Stuhl, legte Stulphandschuhe und Schwert auf den Tisch und lehnte sich mit verschränkten Armen behaglich auf den Sessel. „Da wäre ich nun wieder in meiner Vaterstadt, die mich vor vielen Jahren ausgespieen, wo der Bruder den Bruder in's Elend jagte,

aus dem mich nur die unendliche Allmacht Gottes befreite und mich zu Ruhm und Ehren gelangen ließ. Wie wär's," fuhr er nach einer Weile fort," wenn ich Erkundigung über meinen saubern Herrn Stiefbruder einzöge? — Ohne Zweifel lebt die menschenfreundliche Creatur noch und läßt sich's wohl nicht träumen, daß sich der arme Volkmar zu dieser Stunde in Nürnberg aufhält. — Könnte ich mir denn jetzt nicht zu meinem Recht verhelfen? — Das Kriegshandwerk freut mich nicht mehr, seit mein lieber Herr und König uns entrissen ist; da wär's das Klügste, ich forderte mein Erbe und belangte den elenden Menschen beim Gerichte. Doch nein," unterbrach er sich nach kurzem Besinnen, „ich will den Weg der Güte versuchen. Er ist älter geworden; vielleicht ist er zur Einsicht gekommen und bereut den argen Frevel." Solches dachte Volkmar, als Blasius in die Stube trat und sich ihm ge-

schmeidig näherte, indem er ihm scharf in's Antlitz sah. „Kein Zweifel mehr, er ist's," dachte Blasius; „ich erkenne des seeligen Herrn Züge." Und dieß zu sich selbst sprechend, war er vor ihn getreten und sprach: „Mit Verlaub, gestrenger Herr. Nennt Ihr Euch nicht Volkmar?" „Ganz recht," entgegnete der Gefragte, nicht wenig verwundert, sich hier erkannt zu sehen. „Wer seyd denn Ihr, alter Mann, und was führt Euch zu mir, dem Verschollenen?" — Blasius begann hierauf nicht ohne sichtliche Verlegenheit: „Kennt Ihr mich nicht mehr, gestrenger Herr? Ich bin der alte Blasius, der reumüthig vor Euch tritt und um Vergebung fleht für das große Unrecht, das Euch in Eurem väterlichen Hause widerfuhr. Doch was ich verbrochen, ich that's ja nur gezwungen, im Auftrage Eures böswilligen Herrn Bruders Konrad, dessen gränzenloser Geiz mich beinahe verhungern läßt," fügte er als schlauen Wink

hinzu, das Mitleid Volkmars zu erwecken und später Nutzen daraus zu ziehen. Schon wollte Volkmar, im Tiefsten der Seele von der bloßen Erinnerung an jenen Schreckenstag empört, den Alten mit wohlverdienter Schmähung überhäufen, als er sich eines Klügern besann und ihm Aufrichtigkeit gebot. „Berichte mir der Wahrheit gemäß die Verbrechen und Schandthaten meines saubern Herrn Stiefbruders. Sprichst du wahr, so gelobe ich dir Schonung. Alsdann will ich dem Gericht deine Mitschuld verschweigen, doch belügst du mich auch nur im Kleinsten, dann wehe dir, alter Sünder.“ Und Blasius erzählte ihm nun unter Tausenden von Betheuerungen seiner Unschuld den Hergang der Dinge, wie er ihn aus den Windeln reissen und vertauschen müssen, wie Konrad den Vater durch Schrecken, die Mutter durch Meuchelmord getödtet und sich seines Erbes bemächtiget habe. „Und diese

Hyäne soll ich Bruder nennen?!" rief, nachdem der Alte geendet hatte, Volkmar, dessen Inneres auf's Höchste empört war. „Geleite mich hin zu diesem Tiger, der mir den guten Vater, die liebe, sanfte Mutter hinwürgte. Geleite mich hin, sage ich, daß ich den Meuchelmörder eigenhändig erdrossele, der mir das Theuerste, das Heiligste des Lebens aus schnöder Habsucht entriß." Entrüstet sprang er empor, ergriff des Alten Arm und zog ihn mit sich fort nach Konrads Behausung.

Konrad saß am Mittagstische und ahnte wohl nicht das nahe Ungewitter, das in wenigen Augenblicken über sein schuldbeladenes Haupt heran ziehen sollte. Der Streit mit Blasius hatte ihn verstimmt; er war fest entschlossen, den alten Helfershelfer aus dem Hause zu schaffen. „Ich hätte die Kanaille längst schon aus dem Wege räumen sollen," sprach er zu sich selbst und schauderte bei

dem Gedanken, der Alte möchte ihn vor Gericht angeklagt haben. „Doch nein," tröstete er sich wieder, „er ist zu sehr Mitschuldiger, als daß er's wagen könnte" und leichtern Herzens leerte er sein Glas, als es heftig an der Thüre klopfte und ein schwedischer Kriegsmann, von Blasius gefolgt, unter der Thüre erschien, ihn mit fürchterlichem Blicke eine Weile messend. Doch kaum war Konrad seiner ansichtig geworden, als er, zu Tod erschrocken, erblaßte und seiner zitternden Hand das Glas entsank. Noch immer weilte der Fremde auf der nämlichen Stelle, noch immer ruhte sein durchbohrendes Auge auf dem bebenden Sünder, der, einer Leiche ähnlich, unbeweglich, als wäre er von unsichtbaren Banden gefesselt, auf seinem Lehnstuhl da saß und die fürchterliche Erscheinung mit innerm Grauen anstarrte, deren Gesichtszüge schreckliche Erinnerungen in ihm erweckten. Jetzt näherte sich der Fremde und trat

mit dem donnernden Rufe: „Mörder!“ dicht an ihn heran. „Erbarmen!“ — schrie der Geängstigte und taumelte vom Stuhle herab auf die Kniee, indem er sich mit beiden Händen das bleiche Antlitz verhüllte, von dessen Stirn der Todesschweiß tröpfelte. „Jetzt bist du in meiner Gewalt, blutdürstiges Ungeheuer!“ begann nach einer fürchterlichen Pause Volkmar, denn Niemand anderer als er war der Fremde. „Die Stunde der Vergeltung ist erschienen und daß ich's dir schrecklich vergelten werde, dafür bürge ich dir mit meiner Seligkeit.“ Und dieß sprechend, langte er nach seinem Schwert. „Gnade! Gnade!“ kreischte Konrad und wand sich verzweifelt zu seinen Füßen und umklammerte in Todesangst des Bruders Kniee, indem er rief: „Ich will dir Alles ersetzen, Bruder Volkmar, Alles, Alles, nur tödte mich nicht. Lege mir Ketten an, wirf mich in den tiefsten Keller und laß' mich zeitlebens darin schmach-

ren, nur tödte mich nicht und" .... Die Stimme versagte ihm. Halb bewußtlos stürzte er mit dem Gesicht zur Erde und krümmte sich gleich einer halb zertretenen Schlange. Volkmar betrachtete ihn mit tiefster Verachtung. Noch immer hielt die Rechte den Griff des Schwertes umfaßt, noch immer mahnte ihn eine innere Stimme zur Rache. „Nun so lebe denn ein paar Tage länger, Scheusal," sprach er. „Soll meine Hand dich nicht tödten, so soll's der Arm der Gerechtigkeit. Folge mir," gebot er und packte den Frevler, der noch immer zu seinen Füßen dahin gestreckt lag. „Erbarmen, Bruder! .. Nicht tödten ... nicht dem Gericht überliefern ..." flehte Konrad in höchster Angst und klammerte sich fester an Volkmars Kniee. „Ich will dir Alles ersetzen. Du sollst das ganze Vermögen haben, nur schenke mir das Leben, denn ich kann nicht sterben. Ich will dein Hund seyn, will mich von dir treten und martern lassen, nur leben laß' mich."

— „Glaubst du, habsüchtiger Schurke,“ entgegnete Volkmar, „der Besitz des Vermögens machte mich glücklich, oder werde mir die Eltern wieder erwecken? — Gib mir den Vater, die Mutter wieder und vermagst du's, alsdann sey dir das Leben geschenkt. Kannst du's, meuchelmörderischer Schurke?“ — „Nein, ich kann's nicht,“ jammerte er kaum vernehmbar und wand sich in banger Verzweiflung. O habe Erbarmen, Bruder! Du siehst, wie ich büße.. Diese Todesangst“... und abermals versagte ihm die Stimme und er sank händeringend und stöhnend zu Boden. „So lebe denn, weil du doch nichts Edleres kennst, Bube,“ sprach Volkmar und stieß ihmitn dem Fuße verächtlich von sich. „Dank! Dank!“ rief Konrad mit letzter Anstrengung. „Halt! noch Eins,“ fiel ihm Volkmar in die Rede. „Entsage schriftlich deinem sämmtlichen Vermögen zu meinen Gunsten. Davon hängt die Erhaltung dei-

nes Lebens ab. Und damit du siehst, daß ich mehr als barmherzig, daß ich dennoch, trotz deiner Frevel dir Bruder geblieben bin, so gelobe ich dir, dich fortan im Hause zu behalten und zu füttern bis an dein seeliges Ende," fügte er mit bitterm Spotte hinzu. Doch kaum hatte er ausgesprochen, so war Konrad auch schon mit ängstlicher Hast aufgesprungen, hatte sich an das Schreibpult gesetzt und die Entsagungsurkunde aufzusetzen begonnen. „Nun folge mir zum Gericht," gebot Volkmar, nachdem er den Act aufmerksam durchlesen „und sey der eigene Vollstrecker deiner Strafe. Und du, alter Bösewicht," sprach er zu Blasius, der bisher mit heimlicher Schadenfreude bei Seite gestanden hatte, „verlasse auf immerdar dieses Haus und erfreche dich niemals wieder, es zu betreten, wenn dir dein Leben lieb ist. Blasius wollte sich ihm flehend nähern, doch schon hatte ihn Volkmar gepackt, und schleu-

derte ihn die Treppe des Hauses hinab. Nicht lang überlebte der alte Sünder seine Schmach. Wenige Wochen darauf warf ihn ein hitziges Fieber auf das Todtenbett. Er soll nicht den ruhigen Tod des Gerechten gestorben seyn.

Es ging eines Abends gar lustig zu in der Behausung des Herrn Volkmar. Alle Fenster waren festlich erleuchtet und fröhlich schmetterten die Trompeten durch die Räume des großen Saales, in welchem sich die Paare im Tanze herumwirbelten. Herr Volkmar hatte schon vor einiger Zeit seine Entlassung aus dem Kriegsdienst genommen und feierte heute seinen Hochzeitabend mit der Jungfer Brigitte, Tochter des reichen Rathsherrn Offner. Frohsinn und Traulich-

keit herrschte unter den zahlreichen Anwesenden, nur in Konrad's Brust krümmte sich die giftige Natter des wieder erwachenden Neides; denn nicht ertragen konnte er das täglich sich mehrende häusliche Glück des Bruders, dessen Zeuge er seyn mußte. Zudem schämte er sich mehr und mehr seiner jetzigen Lage und er fühlte nur allzu sehr, wie sehr er in Allem dem großmüthigen Volkmar nachstehe. Wohl spielte er dem Bruder gegenüber den reumüthigen Sünder; in seinem Innern jedoch verwünschte er ihn mehr als jemals und sann schon wieder auf ein neues Mittel, sich seiner zu entledigen. Sein Entschluß stand seit diesem Abend, wo er sein Glück vollendet sah, fest. Unbemerkt schlich er sich auf seine Stube, um seinem Unmuth freiern Lauf zu lassen. „Wie lang soll ich noch die Schmach erdulden?" sprach er zu sich selbst und warf sich mißmuthig auf den Stuhl. „Nicht genug, daß ich Hab'

und Gut fahren lassen müssen, soll ich auch noch Zeuge seines häuslichen Glückes seyn; muß sehen, wie ihm ein schönes reiches Weib zu Theil wird, die ihm Kinder gebären wird, die sich in das von mir mühsam errungene Vermögen theilen werden und sohin meine letzte Hoffnung auf Wiedererlangung des frühern Besitzes vernichten. O ich elendes Geschöpf, das geduldig zusehen muß, wie er mit jedem Tage an Wohlfahrt zunimmt, indeß ich in Verachtung und Erniedrigung schmachte," seufzte er mit grimmiger Gebärde und schlug sich vor die Stirne. „Es muß anders werden," rief er nach einer Weile dumpfen Brütens. „Ja, ja, es muß, es soll anders werden, oder ich will nicht mehr Konrad heißen." Wild blickte er empor. Sein Blick heftete sich auf die Wand der Stube, woselbst ein Dolch hing. „Sieh da, mein Dolch! Wozu hängst du so lange müßig an der Wand dort? — Hab' ich dich deßhalb

um so theuren Preis von deinem schmutzigen Juden gekauft, daß du zeitlebens unthätig am Nagel hängen sollst? — Nein, nein, guter Freund in der Noth, du sollst mir nächstens einen großen Dienst leisten, der den Konrad wieder reich und angesehen machen soll. Auf dich vertraue ich. Keinem Menschen sey mein Geheimniß vertraut; dieser Stahl hier wird sich meines Unglücks erbarmen und mich nicht martern und quälen und schnöde verrathen, wie es der undankbare Hund, der Blasius, an mir gethan hat. Dir also vertraue ich, lieber guter Dolch, dir allein und keinem Erdenkind; denn ich hasse diese Brut, die mich in's Ungemach gestürzt hat. Nur wer auf sich selbst baut, nur wer ohne fremde Beihilfe handelt, gelangt zum ersehnten Ziel. Und ich will's erreichen." — Die Brust von frevelnder Hoffnung erfüllt, hatte er sich entkleidet und begab sich zu Bette. Doch es floh ihn der Schlummer. Schon

seit Jahren hatte er zu schlummern verlernt, seit jener Zeit, wo er das fürchterlichste der Verbrechen begangen. Auch heute warf er sich wieder auf seinem Lager umher und fluchte dem treulosen Sandmanne, der ihn so lange schon geflohen hatte; doch als vom Lorenzer-Thurm die Mitternachtstunde dröhnte, da schauderte es ihn eisig an und er schloß vor Grauen die Augen, steckte sich furchtsam unter die Decke und versuchte ein altes Gebet-Sprüchlein herzulallen; aber mit dem Beten wollte es nicht recht gehen. Das hatte der verstockte Sünder niemals recht erlernen können.

Volkmar war das unruhige Wesen im Benehmen Konrads keineswegs entgangen. Er schöpfte neuerdings Verdacht, und beschloß, ohne gegen seine Ehefrau eine Wort fallen zu lassen, auf der Hut zu seyn. Obgleich er sich alle erdenkliche Mühe gegeben hatte, den entarteten Bruder zu bessern, ihn

auf den Pfad der Tugend und der Erkenntniß des Guten und Edlen zurückzuführen, so hatte es ihm dennoch nie gelingen können und mit Wehmuth ließ er von dem vergeblichen Beginnen ab. Er grollte ihm nicht mehr, doch konnte er sich eines innern Abscheues nicht erwehren, so viele Mühe er sich auch gab. Konrads Gemüth war abgestumpft. Wer solchen Frevel begangen, wer den Bruder aus der Wiege gestohlen und ihn in's Elend stoßen gekonnt, dessen Inneres ist für jedes menschliche höhere Gefühl unzugänglich geworden. Ein Verbrechen führt zum andern, bis ihn endlich die rächende Nemesis erreicht und in die ewige Nacht des Todes schleudert.

Die zehnte Abendstunde hatte bereits geschlagen und noch hatte sich Konrad nicht zur Ruhe begeben. Sinnend, bange Ungeduld und Unruhe im wüsten Blick, saß er

unschlüßig an seinem Tisch, auf welchem die Lampe stand und ein Dolch lag, den er eben neuerdings geschliffen hatte. „Warum noch länger gezaudert?“ murmelte er vor sich hin. „Wohlan, es sey!“ und er erhob sich, langte nach dem Dolch, und begab sich leise auf den Weg nach dem Gemache des Bruders, in welchem er und seine Ehefrau schliefen. Auf dem Gange brannte eine einzige Lampe, die nur spärliche Helle verbreitete. Endlich hatte er die Thüre der Schlafstube erreicht. Er steht stille, legt das Ohr an die Pforte und lauscht mit ängstlicher Neugierde, ob seine Opfer auch wirklich schlummern. Tiefe Stille herrscht um ihn her. Endlich überzeugt er sich, daß beide in tiefstem Schlaf ruhen. Mit Vorsicht drückt er am Schlosse; die Thüre öffnet sich langsam, doch knarrt im Oeffnen die Angel. Erschrocken hält er einen Augenblick inne und beugt sich mit halbem Körper herein. Eine Nachtlampe wirft ihren

Schein auf das Lager der beiden Eheleute, die noch immer in tiefem Schlummer liegen. Den Dolch aus dem Busen ziehend, nähert er sich auf den Zehen. Schon hat er sich bis dicht an das Bett des Bruders geschlichen, schon fährt er mit dem Dolch in die Höhe, um den Todesstreich zu vollführen. Doch es wacht das Auge Gottes. Volkmar, aufgeweckt durch das Knarren der Thüre, hat alsbald den Bruder wahrgenommen, aber auch den Dolch, der in seiner Rechten blinkt Er ahnt das Schrecklichste, doch thut, als schlummere er, damit der Frevler näher komme. „Halt, elender Mörder!" donnert ihm Volkmar zu und springt in die Höhe. Brigitte erwacht erschrocken, sieht beide Brüder miteinander ringen und sinkt in tiefer Ohnmacht zurück. Bald hat der kräftigere Volkmar ihn zu Boden geworfen und ihm das Mordwerkzeug entwunden. „Ist dieß mein Lohn für meine Milde gegen dich,

nichtswürdiger Bube?" zürnt Volkmar. Deine Stunde ist gekommen, die Stunde längst verdienter Strafe und noch diese Nacht sollst du der Gerechtigkeit überliefert werden." Mit diesen Worten stürzt er hinaus, verschließt die Thüre der Stube und ruft seine Leute wach. Konrad, an allen Gliedern zitternd, rafft sich verzweiflungsvoll empor. Schon nähern sich die Diener Volkmars. Die Stadtwache, welche eben ihre Runde macht, vernimmt den Lärm im Hause und wird von Volkmar von dem Vorfalle unterrichtet und zugleich aufgefordert, den Meuchelmörder festzunehmen. Konrad vernimmt die Annäherung seiner Häscher; er erkennt des Bruders Stimme und rüttelt vergebens an der verschlossenen Thüre. Außer sich stürzt er an das Fenster und reißt es auf. Doch hinab blickend, weicht er scheu zurück, denn es schwindelt ihm vor der Höhe des Sprunges. Laut heulend wirft er sich auf die

Kniee. Er versucht zu beten, es gelingt ihm nicht, er bricht in Verwünschungen gegen Gott aus, doch sie mehren nur seine gränzenlose Todesangst. Jetzt haben sich Volkmar und seine Begleiter der Thüre genähert. Konrad, in schrecklichster Verzweiflung, rennt in der Stube umher und versucht's, sich an der Mauer den Kopf einzurennen. Jetzt öffnet sich die Thüre — jetzt tritt Volkmar an der Spitze der Wache herein — will den Verzweiflungsvollen ergreifen — doch dieser springt mit dem kreischenden Rufe: „Barmherzigkeit . . . . . Gnade . . . . . auf das Gesimse des Fensters und wirft sich auf das Steinpflaster hinab. Erschüttert weilen Volkmar und seine Begleiter. Als sie auf der Gasse angelangt sind, finden sie den zerschmetterten Leichnam.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bayern, Maximilian <<in>>,

Der Stiefbruder Novelle

München 1838

P.o.germ. 911 r#Beibd.1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114472-7